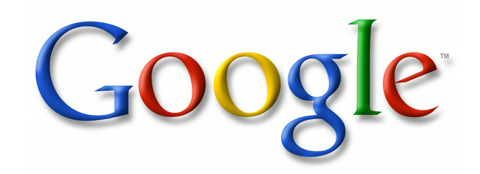
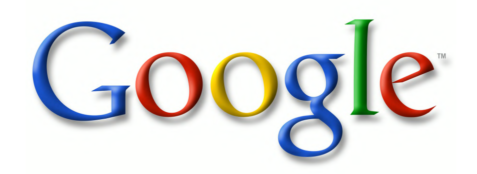
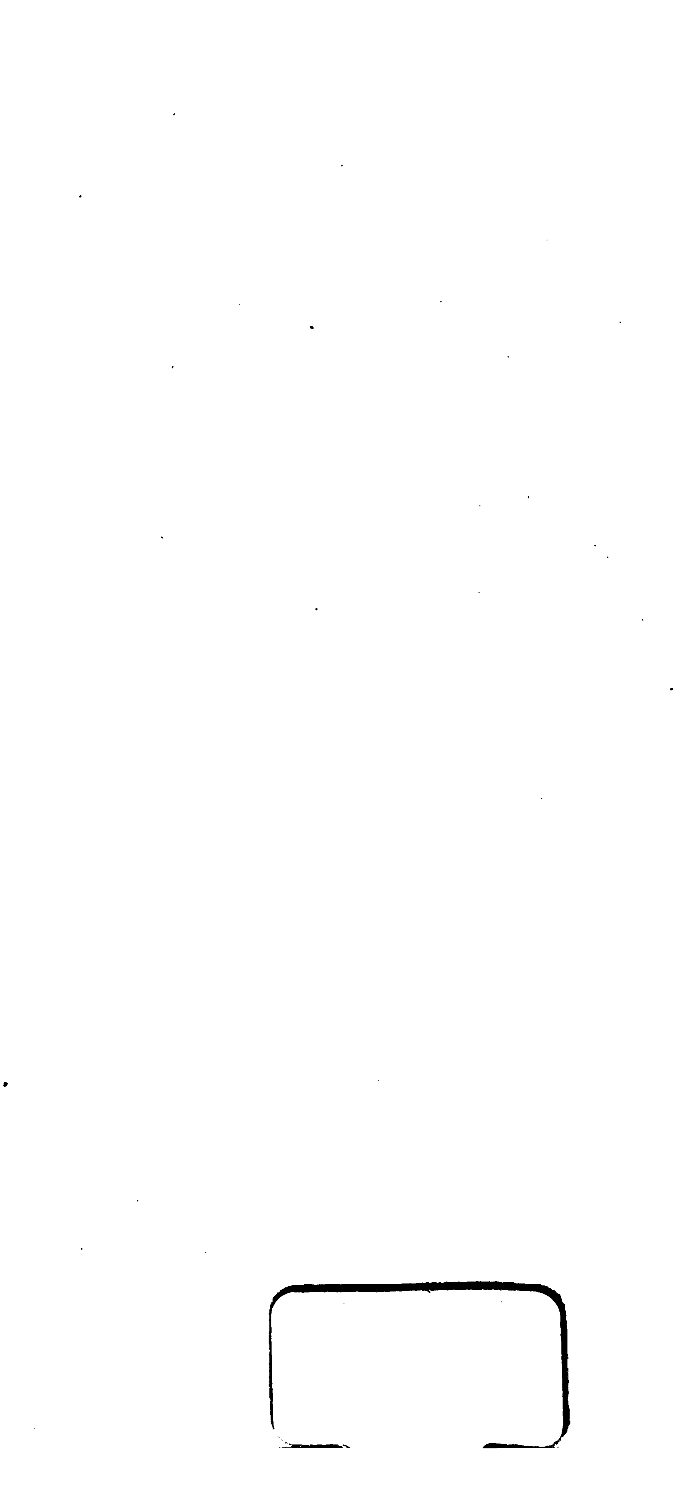
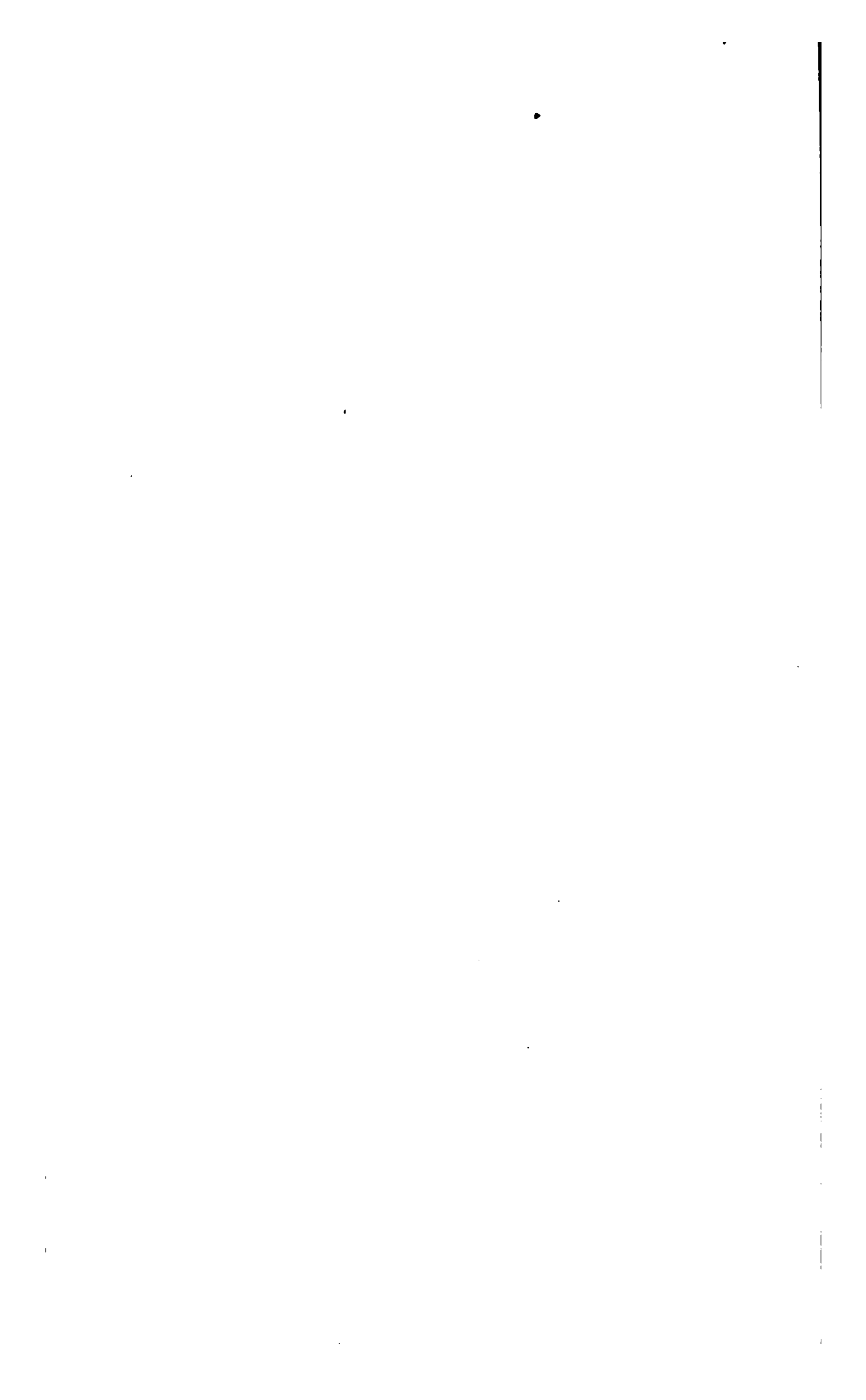








Neue Beiträge

zu dem

Geist in der Natur

von

Hans Christian Oersted.

~~Zweiter Ban~~d.

Aus den nachgelassenen Manuscripten des Verfassers

deutsch von

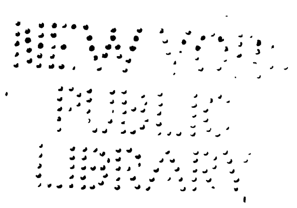
K. L. Kannegiesser.

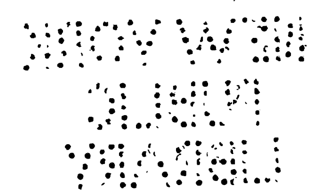
Mit vier Tafeln und Abbildungen in dem Text.

Leipzig.

Verlag von Carl B. Lorck.

1851.





Vorbemerkung.

Es ist unsern Lesern bekannt, daß es Oersted nicht vergönnt wurde, selbst die letzte Hand an die Veröffentlichung seiner gesammelten Schriften zu legen, deren Herausgabe jetzt von seinem Freunde, dem Professor Hauch in Kopenhagen, besorgt wird.

Es fanden sich daher nach seinem Tode mehrere Manuscripte vor, die wir hier als Schluß der Sammlung von Abhandlungen, welche Oersted unter dem Titel: „Der Geist in der Natur" begonnen hatte, der deutschen Lesewelt übergeben.

Die erste der vorliegenden Abhandlungen: „Der Weg von der Natur zu Gott" ist der Anfang eines größeren Werkes, das, in leicht faßlicher Darstellung, des Verfassers Lebens- und Weltanschauung enthalten, und die Grundsätze ausführlicher entwickeln sollte, die er in den früheren Bänden der gedachten Sammlung ausgesprochen hatte. Es war seine Absicht dieses Werk in der ländlichen Ruhe, welche ihm durch dankbare Landsleute in Veranlassung seines Jubiläums bereitet war, im Laufe dieses Sommers zu vollenden.

Zu unserem Bedauern ist es nur ein Bruchstück, das wir unsern Lesern in den folgenden Blättern vorlegen,

indessen hat es als letztes Werk eines großen Geistes Bedeutsamkeit genug, um auch als Bruchstück eine willkommene Gabe für alle seine Verehrer zu sein. Wir haben es deshalb auch für das angemessenste erachtet, die beinahe ganz durchgearbeitete Abhandlung in ihrer ursprünglichen Form, mit den vom Verfasser selbst am Rande hinzugefügten Bemerkungen über Verbesserungen, die er bei nochmaliger Durchsicht noch anzubringen gedachte, abzudrucken.

Zu den Lieblings-Ideen Oersted's, deren Ausführung ihn fortwährend beschäftigte, gehörte eine „Naturlehre des Schönen." Als ein sehr werthvoller Beitrag hiezu ist das „Gespräch über die Symmetrie" zu betrachten, das sich an die bereits früher mitgetheilten „Gespräche über die Töne" anschließt.

Das „Gespräch über den Mysticismus" ist zwar schon 1808 geschrieben, nie aber in seiner Ganzheit veröffentlicht, wenn auch Einiges vom Verfasser hie und da benutzt worden ist.

Inhalt.

Der Weg von der Natur zu Gott.



Der Weg von der Natur zu Gott.

(Ein Fragment.)

Einleitung.

Das Vorhaben.

Des Menschen Auffassung der höchsten Wahrheiten von Gott, Vorsehung, Tugend und Pflicht hat stets eine kräftige Unterstützung an der Betrachtung der Natur gehabt; nur in den neuesten Menschenaltern, in welchen die Naturwissenschaft so große Fortschritte gemacht hat, scheint man deren Anwendung auf die höchsten Angelegenheiten zu sehr bei Seite gesetzt zu haben. Ich habe, beinahe von der Zeit an, wo ich selbstständigen Denkens fähig war, das Licht gesucht, das die Naturwissenschaft über sie verbreiten kann; es hat meinen Ueberzeugungen Stärke und mir bei der Betrachtung des Ewigen Freude verliehen; ich will deßwegen streben, es meinen Mitmenschen, so gut ich es vermag, darzustellen. Ich werde bemüht sein, mich nicht bloß Denen, welche die Naturwissenschaft getrieben haben, sondern auch der weit größern Mehrzahl, welche nicht damit vertraut sind, deutlich zu machen. Jene Sachkun-

digen bitte ich nicht zu ermüden, wenn sie Manches lesen, was ihnen schon bekannt war, sondern — wenn sie hier Wahrheit für die Veredlung des Menschengeschlechtes finden — sich mit mir über diese Aussicht freuen, ja sogar kräftig zu diesem großen Ziele mitwirken zu wollen; aber Die, welche sich nicht sachkundig genug fühlen, bitte ich, sich nicht abschrecken lassen zu wollen, wenn sie hie und da auf Schwierigkeiten stoßen sollten, und es nicht versäumen, bei Sachkundigen Aufklärungen zu suchen, sofern es mir nicht gelingen sollte, mich mit der Klarheit, welche ich beabsichtige, auszudrücken.

Naturgesetze und Naturkräfte.

Alles, was in der Natur geschieht, geschieht nach ewigen Vorschriften, welche wir Naturgesetze nennen. Die Abwechselung der Tages- und Jahreszeiten ist ein wohlbekanntes Beispiel hievon. Die Menge freut sich ihres Lebens unter diesen großen Einflüssen, ohne den Gedanken auf der unabweichbaren Ordnung haften zu lassen, wie dieselben Jahreszeiten nach einer bestimmten Anzahl von Tagen wiederkommen, und wie die Länge der Tage und Nächte an demselben Orte alljährlich dieselbe Ordnung befolgt. Jedoch die Ordnung dieser Veränderungen ist nicht neu, sie hat in allen den Zeiten stattgefunden, von denen der Vorzeit Menschen uns Nachrichten hinterlassen haben, und Kenner des Zusammenhanges der Naturwirkungen können sehen, daß sie auch lange zuvor stattgefunden hat.

Von den Gesetzen der Tages- und Jahreszeiten aber gewährt die Naturwissenschaft uns vollkommnere und weit tiefergehende Kenntnisse. Wenn man einem Menschen, der keine andern als Alltagsbegriffe von den Jahres- und Tageszeiten hat, einen Bericht von dem vorlegte, was die von der Wissenschaft ungeleitete Erfahrung dem Menschen von diesen Dingen zeigt: wie die Punkte, welche auf den beiden entgegengesetzten Seiten des

Mittelkreises (Aequators) der Erde liegen, zu entgegengesetzten Zeiten Sommer und Winter haben: wie die Beschaffenheit der Jahreszeiten in den verschiedenen Abständen vom Mittelpunkte und die Tageslänge gleichfalls verschieden ist, so würde er daraus lernen, daß es eine weit umfassendere Gesetzgebung der Jahres- und Tageszeiten giebt, als er bisher kannte, und daß diese wichtige Folgen hat, indem sie Veranlassung giebt, daß die verschiedenen Länder ungleiche Naturerzeugnisse haben, welche zu so bedeutendem gegenseitigem Handel und Verkehr, und zu einer so großen Vervielfältigung der Güter, welche wir von der Natur empfangen, Veranlassung gegeben haben. Die Wissenschaft führt uns jedoch weit über diese bloßen Erfahrungskenntnisse hinaus; sie zeigt uns, daß die Erde eine Kugel ist, welche sich um eine unsichtbare Achse dreht, und daß es uns deßwegen vorkommt, als ob der ganze Himmel sich rund um die Erde drehte, auf dieselbe Weise wie dem, der sich auf einem Schiffe befindet, das sich umdreht, alle Länder sich um dasselbe zu drehen scheinen.

In unsern Zeiten sind alle Sachkundige hievon überzeugt. Denn Jedem, welcher Das lernen will, was zur Gewißheit hierin erfordert wird, steht der Zugang offen. Zu Gunsten Derer, welche nicht soweit gehen wollen, kann bemerkt werden, daß der Gedanke, daß die Erde eine Kugel ist, stets bei alle den Menschen Anstoß gefunden hat, welche von dem beschränktern Zeugniß der Sinne befangen sind, daß es aber jetzt doch beinahe handgreiflich gemacht ist, indem man so genaue Karten über diese Kugel hat anfertigen können, daß die vielen Reisenden zu Land und zu Wasser, welche sie benutzt haben, schon jetzt seit Jahrhunderten alles Das bestätigt gefunden haben, was tiefe Denker schon längst zuvor hierüber erforscht hatten.

Die Wissenschaft lehrt uns zugleich, daß die Erde im Laufe von 365 Tagen und beinahe 6 Stunden Einmal um die Sonne geht, und während dieses Umlaufes eine solche Stellung gegen die Sonne einnimmt, daß in dem einen Halbjahr der nördliche Theil, in dem andern der südliche die meiste Wärme empfängt.

Die, welche wissen wollen, auf welche Weise dieß geschieht, können es aus den astronomischen Lehrbüchern, oder durch den mündlichen Unterricht Sachkundiger lernen. Dasselbe gilt von allen den Gesetzen, welche wir hienächst von den Wissenschaften mittheilen müssen.

Man sieht jedoch jetzt, wie die aus täglicher Erfahrung so wohlbekannten Naturgesetze, daß Tageszeiten und Jahreszeiten ihren bestimmten Gang haben, auf höhere Gesetze gegründet sind, die sich dem Auge verbergen, aber von der Vernunft entdeckt werden.

Diese Naturgesetze haben aber wieder ihren Grund in andern noch höhern. Um dieß recht verständlich zu machen, muß ich zuerst daran erinnern, daß die Erde eine Kugel ist, welche freischwebend und von unsichtbaren Kräften getragen, um die Sonne wandert. Durch Hilfe von Fernröhren hat man entdeckt, daß einige der kleinen Himmelslichter, welche wir in einer sternenhellen Nacht sehen, dunkle Kugeln sind wie unsere Erde, und ihren Schein von der Sonne empfangen; es geht ihnen wie dem Monde, der sich nicht hell zeigt, außer an den Theilen, welche von der Sonne beschienen werden. Diese sonnebeleuchteten Kugeln sind vielmal weiter von uns entfernt als der Mond, und erscheinen unsern Augen aus dieser Ursache so klein, aber sie sind viel größer, einige von ihnen sogar vielmal größer als die Erde, einige andere auch kleiner. Wir nennen sie Wandelsterne, oder mit einem, dem Griechischen entlehnten Worte, Planeten.

Vermittelst trefflicher Fernröhre hat man gesehen, daß sie sich alle wie die Erde um ihre Achsen drehen.

Hieraus lernen wir denn, daß, wenn wir uns auf einer von diesen Kugeln befänden, es uns auch scheinen würde, als ob sich der ganze Himmel rings um uns drehte.

Dieselben entfernten Kugeln gehen auch rund um die Sonne; wir würden, wenn wir dort wären, auch auf ihnen Jahreszeiten haben.

Einige von diesen Kugeln haben Monde, einer von ihnen, welchen wir J u p i t e r nennen, hat deren vier, einige andere

Planeten haben noch mehrere, einige haben dagegen gar keinen. Alle Monde der Planeten sind unsern unbewaffneten Augen unsichtbar, man sieht sie mit Hilfe von Fernröhren. Wenn wir uns auf einem von jenen Wandelsternen befänden, würden wir die Erde von da als einen kleinen leuchtenden Punkt sehen, und nur vermittelst eines Fernrohres würden wir unsern Mond erblicken. Hieraus nehmen wir also ab, daß unsere Erdkugel sich als ein Wandelstern den andern darstellt.

Alles dieß führt uns auf höhere Gedanken. Diese großen Kugeln, die Tag und Nacht wie wir, Jahreszeiten wie wir, und einige sogar Monde haben, die nicht ohne Fernröhre von uns gesehen werden, können nicht bloß hingesetzt sein, um uns als kleine leuchtende Punkte am Nachthimmel zu erscheinen, sondern sie müssen für lebende Wesen bestimmte Aufenthaltsstätten sein.

Die Sonne ist eine außerordentlich große leuchtende Kugel, welche einen mehr als eine Million mal so großen Raum wie die Erde einnimmt. Rings um dieses große Licht durchlaufen die Wandelsterne ihre Bahnen, jeder in seinem angewiesenen Abstand; und eine von diesen Geschwisterkugeln ist unsere eigene Erde. Zwei Wandelsterne sind näher an der Sonne als sie; und fünf andere, außer einer Anzahl von Kleinplaneten, haben einen größern Abstand. Diesen ganzen Verein der Sonne, der Wandelsterne mit ihren Monden und einiger anderer nicht so wohlbekannter Weltkörper nennen wir unser Sonnensystem; man könnte unsere Sonnenwelt sagen.

In unserer Sonnenwelt bewirkt, wie schon erwähnt, jeder Wandelstern Tag und Nacht durch seine Umdrehung, Jahreszeiten durch seinen Umlauf um die Sonne. Die Umdrehungen haben nicht alle dieselbe Schnelligkeit, sondern jeder Planet hat seine eigene Tageslänge; die Umläufe sind auch ungleich, und währen desto länger, je größer der Abstand des Planeten von der Sonne ist.

Aber was trägt alle diese großen Kugeln, welche keine sichtbare Stütze oder Grundlage haben? Die Naturwissenschaft

lehrt, daß jeder derselben in seiner Bahn erhalten wird durch die vereinigte Wirkung einer Anziehungskraft, welche strebt, alle Körper einander zu nähern, und durch die Eile, womit jede Kugel läuft. Wie dieß geschieht, kann nicht in Kürze erklärt, aber es muß hier gesagt werden, daß dieselbe Anziehung, welche zwischen den großen Weltkugeln stattfindet, auch zwischen allen körperlichen Theilen hier auf der Erde herrscht, so daß die ganze Erdkugel, welche so außerordentlich viele körperliche Theile enthält, — eine sehr kräftige Anziehung hat, welche jeden Körper, der in ihrer Nähe ist, zu ihr hinabzieht. Diese Wirkung kennen wir Alle, und nennen die anziehende Kraft: Schwere; aber der Name macht keinen Unterschied in der Sache selbst; die Schwerkraft und die allgemeine Anziehung ist dieselbe Kraft. Man hat auch durch Versuche und Erfahrung hier auf der Erde sich überzeugt, daß die Eile, welche ein Körper in irgend einem Augenblick seiner Bewegung hat, ihm ein Vermögen giebt, weiterzugehen. Aber jetzt ist als ein Ergebniß von großen und weitläufigen Untersuchungen welche viele Menschenalter hindurch von Wissenschaftern angestellt sind, hinzuzufügen, daß alle die Naturgesetze, wonach die Kugeln unserer Sonnenwelt sich bewegen, eine zusammenhängende Einheit ausmachen, so daß die eine nicht weggedacht werden kann, ohne daß man die andern zugleich wegdenken müßte. Man hat oft, ehe man das eine oder das andere der einzelnen Gesetze kannte, erdacht, wie es sein sollte, und nachher gefunden, daß es wirklich giltig war; wenn man hie und da bei solchen Schlüssen sich geirrt, entdeckte man auch bald, daß man irgend einen Fehler gegen die Denkgesetze begangen hatte. Die Naturgesetze stimmen ganz mit den Denkgesetzen überein, und man könnte die Naturgesetze Naturgedanken nennen. Was wir Naturgedanken nennen, sind auch Gottheitsgedanken, welche wir durch die Offenbarung entdecken, welche Gott uns in der Natur gegeben hat; aber dieß wird hier nur beiläufig angedeutet, und soll näher beleuchtet werden, so wie wir weiter vorrücken.

Es giebt Einige, welche aus Gründen, die sie selbst am besten kennen müssen, es gern sähen, wenn die Leute glaubten, daß Alles, was die Wissenschafter davon sagen: daß die Erde, weit entfernt stille zu stehen, sich bewege: daß es viele dergleichen Kugeln gebe wie die Erde u. s. w., nur erkünstelte gelehrte Meinungen seien, ohne sichern Grund. Da die Unkundigen sich ja nicht mit allen den Beweisen vertraut machen können, worauf die Wissenschafter die von ihnen aufgestellten Meinungen stützen, so denken diese Gegner, sie können der Menge leicht einbilden, daß diese Meinungen nur Hirngespinnste sind; aber hierin betrügen sie sich selbst; denn vermittelst der betreffenden Gesetze können die Wissenschafter unzählige Himmelsbegebenheiten voraussagen, deren richtiges Eintreffen auch Die überzeugen muß, welche die Untersuchungen nicht fassen, worauf die Voraussagungen gebaut sind. Dieß verdient wohl, daß man es recht in Erwägung ziehe. Die meisten Menschen benutzen Almanache, ohne an die Frage zu denken, wie man alles Das, was darin steht, habe voraussagen können. Man sieht ja darin vorausbestimmt, wie lang jeder Tag im Jahre sein wird, und um welche Stunde und Minute die Sonne auf- und untergeht. Diese Dinge sind nicht an allen Orten dieselben, und zeigen große Verschiedenheit für Orte, welche nach Nord und Süd weit auseinanderliegen; indessen kann ein Sachkundiger alle diese Dinge vorausberechnen, für welche Stelle man ihm auf der Erde nennen will, ja er kann es für so viele künftige Jahre, wie man will, vorausberechnen. Dieß könnte er ja nicht, wenn er nicht die rechten Gesetze kannte, wonach der Himmelslauf geschieht, und wenn unsere Vernunft nicht damit übereinstimmte. Alles was hier von dem Lauf des Jahres gesagt ist, gilt auch von der Bewegung des Mondes.

Man liest ja in dem für einen Ort berechneten Almanach, welche Mondwechsel das ganze Jahr hindurch eintreffen sollen, um welche Stunden und Minuten der Mond täglich auf- und untergehen wird. Man ist an diese Voraussagungen so gewöhnt,

daß man sich nicht darüber wundert; aber sie sind wahre Gaben der mit der Naturvernunft vertrauten Menschenvernunft, und sollten die Menge daran erinnern, daß sie den Männern, welche ihre Zeit den Wissenschaften widmen, weit mehr verdanken, als sie zu ahnen pflegen. Ich habe diese im Alltagsleben unaufhörlich benutzten Voraussagungen nicht als die einzigen auch nicht als die mehr als andere beweisenden genannt, sondern weil ich der Menge eine Veranlassung geben wollte, die schläfrige Gleichgiltigkeit abzuschütteln, womit sie geistige Dinge zu übersehen pflegen. Der Almanach selbst enthält noch mehrere Voraussagungen, unter andern die der Sonnen- und Mondfinsternisse. In einigen ausführlichern Almanachen wird sogar vorausgesagt, an welchen Stellen des Himmels die Planeten stehen werden. Aber ungeachtet diese mannigfaltigen Voraussagungen jeden Nachdenkenden auf das vollkommenste überzeugen sollten, so können wir doch weit mehrere und darunter einige anführen, welche durch ihre Ungewöhnlichkeit geeigneter sind, die Aufmerksamkeit zu wecken. Als man vor anderthalb Jahrhunderten eine zusammenhängende Kenntniß von den hievon handelnden Gesetzen erlangt hatte, kannte man nicht alle die Wandelsterne, die wir jetzt kennen, und doch gab man Gesetze, welche für alle gelten sollten. Als man 1781 einen neuen Wandelstern entdeckte, welchen man nachher Uranus genannt hat, fand man bald, daß er sich nach den zuvor bekannten Gesetzen richtete; noch waren nicht vier Jahre verstrichen, als man sich im Stande sah zu berechnen, daß er 84 Jahre brauche, um seinen Umlauf zu bewerkstelligen. In den spätern Jahren fand man jedoch, daß er einige kleine Abweichungen von der berechneten Bahn machte; aber man fand mit Hilfe der Einsicht in die Anziehungsgesetze, daß dieß von der Wirkung eines weitentfernten Planeten herrühren mußte; man berechnete, wo er stehe, und siehe, er wurde gefunden, wo man ihn suchte. Er heißt jetzt Neptun. Man hat seit dem Anfange unsers Jahrhunderts allmälig eine Menge Kleinplaneten entdeckt — sie

belaufen sich zur Zeit, wo dieß geschrieben wird, auf elf — welche alle ziemlich gleichen Abstand von der Sonne haben; auch ihre Bahnen richten sich nach denselben Gesetzen. Wenn man in einigen Nächten einen solchen neuen Planeten beobachtet hat, berechnet man seine ganze Bahn voraus, und findet sich nicht getäuscht. Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle sichern Voraussagungen anführen wollte, welche aus den Gesetzen unserer Sonnenwelt abgeleitet sind, aber ich will nur noch Eine Art anführen. Zum Gebrauch für die langen Seereisen, welche über große Strecken des Weltmeeres gehen sollen, hat man Seealmanache berechnet, worin man mannigfaltige Dinge über die Stellung der Sonne, des Mondes und der hauptsächlichsten Planeten zu bestimmten Zeiten in dem nächstfolgenden Jahr vorausberechnet findet, so daß der kundige Seemann, der diese Tafeln verstehen und gewisse Beobachtungen am Himmel durch ihre und einer Seeuhr Hilfe machen gelernt hat, auffinden kann, wo er auf dem Meere sich befindet, selbst wenn er den Anblick des Landes oder andere Kennzeichen entbehren muß. Ich erwähne dieß, weil wir den doppelten Vortheil haben, daß Die, welche von dem unberechnenbaren Einfluß der Wissenschaft auf das menschliche Leben nichts wissen, hier ein Beispiel mehr davon sehen können, und damit ich sie hier auf Tausende von Zeugen hinweisen kann, welche nicht zu dem gelehrten Stande gehören, und wovon die Ungelehrten selbst Gelegenheit finden können, Einige zu hören.

Ich habe so viele Beispiele von dem schaamlosen Verfahren gesehen, das von den Feinden der Wissenschaft angewandt worden ist, um die Ungelehrten zu blenden, daß ich hier einem an sich selbst ganz ungiltigen Einwande entgegentreten will; man wird nämlich sagen können: „es ist nicht viele Jahre her, daß der Almanach voll von Voraussagungen war, welche sehr oft fehlschlugen, nämlich die Wetterprophezeiungen; wir haben hierin so viele Beispiele von Irrthümern, welche von Wissenschaftern begangen wurden, daß wir ihnen wohl weit mehrere zutrauen

können." Man braucht freilich nicht Wissenschafter zu sein, um zu sehen, wie schlecht dieser Einwand ist; denn wenn alle andern Voraussagungen des Almanachs richtig befunden werden, so zeigt die Unsicherheit der Wetterprophezeiungen ja nur, daß man die Gesetze der Wetterveränderungen noch nicht kennt. Diese Antwort dürfte hinreichend sein; aber ich will noch eine Bemerkung hinzufügen. Die Wetterprophezeiungen in den Almanachen stammen aus einer Zeit, wo die Wissenschaft noch sehr unvollkommen und mit mannigfaltigen falschen Einbildungen gemischt war; man setzte anfangs Prophezeiungen nicht nur vom Wetter, sondern auch von Kriegen, Ableben von Königen und andern solchen Weltbegebenheiten mit in den Almanach. Dieses Unwesen erhielt sich noch lange fort, nachdem die meisten Wissenschafter die Grundlosigkeit dieser Prophezeiungen einsahen; denn es giebt immer Viele, welche sich einbilden, daß solche Prophezeiungen einen Werth haben, wenn eine oder andere derselben eintrifft, als ob es sich nicht nothwendigerweise ereignen müßte, daß Der, welcher allerlei Prophezeiungen dreist hinwirft, hie und da etwas sagen müßte, das eintrifft. Da die wahren wissenschaftlichen Sternkundigen schon lange die Prophezeiungen über menschliche Begebenheiten aus dem Almanach ausgeschlossen hatten, wurden sie auch darüber einig, daß die, obgleich nicht völlig so ungereimten Wetterprophezeiungen ausgeschlossen werden sollten; aber das Volk hielt darauf, und man gab nach. Als man sie endlich vor einigen Jahren aus unsern Almanachen ausschloß, waren natürlich Einige damit unzufrieden, aber — was man für unglaublich halten sollte — Leute, welche zu dem gelehrten Stande gehören, klagten deßhalb über die Ausschließung: „weil es doch gut sei, wenn der gemeine Mann sähe, daß die Gelehrten sich irren könnten". Jetzt, wo die Wetterprophezeiungen aus dem Almanach beseitigt sind, wird es bald vergessen sein, daß sie jene vielen unsichern Voraussagungen enthielten, welche Veranlassung gegeben hatten, daß man von Dem, der Unwahrheit sprach, sagte, er drucke

Kalender. Nachdem ich vor der Verwirrung gewarnt habe, welche ein solcher Einwand bei Manchen hervorbringen könnte, wenn er mit dem übermüthigen Ton aufgeworfen wird, dessen solche Täuschungen schwerlich entbehren können, kehre ich zu den Hauptsachen zurück, auf die es hier ankommt.

Es steht fest, daß unsere Sonnenwelt eine Gesammtheit von Gegenständen und Wirkungen ist, beherrscht von innig verbundenen Naturgesetzen, welche ein Vernunftganzes ausmachen. Wir sehen hierin eine Offenbarung der ewigen Vernunft.

Ich habe bisher nur von unserer Sonnenwelt gesprochen, welche uns schon durch ihre Größe in Erstaunen setzt, und worin unsere Erdkugel und alle ihre Geschwisterkugeln mit ihren Monden als Glieder eines Ganzen inbegriffen sind; aber diese unsere Sonnenwelt selbst ist doch nur ein Glied einer höhern Welt. Alle die Sterne, welche ihre Stellung untereinander nicht merklich verändern — und dieß sind die allermeisten — werden als Sonnen befunden, welche so weit von uns entfernt sind, daß wir, unsere Sonne, in eine solche Ferne versetzt, nur als einen leuchtenden Punkt erblicken würden. Der lichte Gürtel am Himmel, welchen wir die Milchstraße nennen, besteht, wie man durch Fernröhre gefunden hat, aus unzähligen solchen Sonnen, von denen die uns zunächst liegende einige hunderttausendmal weiter von uns entfernt ist als unsere Sonne. In diese Milchstraßenwelt — wie wir sie in Ermangelung eines bessern Wortes nennen wollen — ist unsere Sonne inbegriffen und hat ihre Bahn, welche doch noch nicht ausgemessen ist, weil man nicht eher als in den letzten hundert Jahren so genaue Beobachtungen gemacht hat, daß sie zu einem guten Anfang für die hiehergehörigen Arbeiten dienen könnten.

Diese Milchstraßenwelt ist wieder ein Glied einer noch höhern. Wir finden keine Grenze für den Gedanken, der uns zeigt, daß jedes noch so große Ganze wieder Glied eines noch höhern ist.

Unsere Sonnenwelt ist also nicht bloß selbst ein großes Vernunftganzes, sondern es ist ein wohleingeordnetes Glied eines unbegrenzten Vernunftganzen, welches wir das Weltall nennen.

In diesem steht Nichts stille; alle Dinge verändern sich unaufhörlich; man sollte glauben, daß der Gedanke in diesem Wechsel nichts festhalten könnte; aber die Naturgesetze machen das Beständige darin aus; durch sie kann Gedanke und Auge stets jedes Ding auf der Stelle, wohin es die ewige Vernunft setzt, wiederfinden.

Aber giebt es denn nichts Beständiges in der Welt außer den Naturgesetzen und der Vernunft, woraus sie ihren Ursprung haben? Ja; es ist unleugbar, daß es auch etwas unvergänglich Wirksames in den Dingen giebt. Das Gesetz, daß alle körperlichen Theile einander anziehen, setzt ja eine Wirksamkeit voraus, die sie zueinander hintreibt. Die aus Erfahrung so wohlbekannte Wahrheit, daß jeder Körper gegen sein Zusammendrücken Widerstand leistet, ist gleichfalls ein Gesetz, welches bedingt, daß es etwas Wirksames giebt, welches Widerstand leistet; die Gesetze der Wärme, denen zufolge sie die Körper ausweitet, sie schmilzt, sie in Dampf verwandelt u. s. w., setzen gleichfalls etwas Wirksames voraus. Ich will nicht mehrere Beispiele anführen, denn sie sollen nicht zu Beweisen dienen, sondern nur um der Sache die größtmögliche Anschaulichkeit zu geben; übrigens brauche ich nur auf die augenscheinliche Wahrheit hinzuweisen, daß die Naturgesetze Gesetze für die Wirkungen in der Natur sind, also das Wirksame voraussetzen. In einer gewissen Bedeutung kann man sagen, daß wir mannigfaltige Wirksamkeiten in der Natur antreffen, aber je tiefer unsere Untersuchungen gehen, desto mehr zeigt es sich, daß die Verschiedenheiten auf den Gesetzen beruhen, wonach das Wirksame in Raum und Zeit vertheilt ist, so daß wir auf den Gedanken geführt werden, daß alle Wirkungen aus einer Grundwirksamkeit entspringen.

In der Natur sind stets das Wirksame und die Wirksamkeitsgesetze unzertrennlich verbunden; wir unterscheiden sie nur in unserm Denken, um sie näher zu betrachten; aber deßwegen verlieren wir doch ihre wirkliche Zusammengehörigkeit nicht aus den Augen.

Diese Zusammengehörigkeit des Wirksamen und des Gesetzgebenden können wir uns auch durch die Betrachtung unsers eigenen geistigen Wesens anschaulich machen. Wir fühlen uns genöthigt, den Willen und das Denken zu unterscheiden, obgleich wir nicht denken können, ohne zu wollen, oder wollen, ohne zu denken. Sie sind in der Wirklichkeit unzertrennlich; aber soweit wir denkend sie unterscheiden, steht dieser Wille, dieses wirksame Vermögen, diese Kraft als das Unbegreifliche da, das nämlich nicht in Gedanken aufgelöst werden kann. Ein solches wirksames Vermögen ist in allem Sein vorhanden, ohne dieses Vermögen giebt es keine Wirklichkeit; ja selbst das Wort Wirklichkeit enthält eine glückliche Andeutung dieses Verhältnisses. Die, welche alles Sein in das Denken auflösen wollen, gelangen in ihrem Streben nie zu dem Wirklichen.

Die Welt ein beständiges Gottheitswerk.

Soweit die hier gegebene Vorstellung von dem Dasein geht, zeigt es sich als das beständige Werk einer alles durchdringenden Kraft und Vernunft, Vernunft und Kraft; sie sind in Allem zugegen; durch sie ist und wird Alles. Im Folgenden werden wir dieß noch weiter bestätigt sehen.

Der Gedanke wird hier nothwendig bei uns erweckt, daß jene Einheit von Vernunft und Kraft Gott ist. Dieser Gedanke bestätigt sich auch in allen übrigen Untersuchungen der Wissenschaft, deren Entwickelung zu weit führen würde, wo nur ein leichtfaßlicher Ueberblick beabsichtigt wird. Die, welche mehr suchen, ohne sich doch einer umfassenden Beschäftigung

mit der Naturwissenschaft hingeben zu können, verweise ich auf meine frühern Schriften über den: Geist in der Natur; aber auch in den hier folgenden Untersuchungen wird man sich in dieser geistigen Weltanschauung mehr und mehr bestärkt finden; ich hätte mich deßwegen noch gern zurückgehalten, jenen höchsten Gedanken zu nennen, wenn ich nicht geglaubt hätte, auf die Ungeduld mancher Leser und auf die mögliche Furcht, daß ich sie mißleiten wolle, Rücksicht nehmen zu müssen. Inzwischen muß ich hier dagegen warnen, sich von der so gewöhnlichen Begierde, sich ein recht vollständiges und bestimmtes Bild von Gott zu machen, verleiten zu lassen; wir dürfen nämlich hierin nicht unsere Wünsche, sondern unsere Vermögen zum Maaßstab nehmen, und müssen uns wohl hüten, Eigenschaften, welche unserer eigenen Beschränktheit angehören, in die Vorstellung von Gott zu legen. Wir bilden uns nur zu leicht, aus lauter Begierde Viel zu wissen, einen Abgott statt des unbegreiflichen, ewigen, wahren Gottes. Einen Gedanken dürfen wir jedoch vielleicht hier aussprechen, der, wenn er auch nicht die ganze Wahrheit in der vollen Reinheit ausdrücken sollte, doch ihn uns in einem ähnlichen Bilde zeigen dürfte, nämlich: daß, soweit Gottes Willen sich im Raum äußert, er sich uns als Naturkraft zeigt, welche wir doch auch, vom Standpunkt der Religion betrachtet, schaffende Kraft nennen müssen, und daß Gottes Vernunft, als Alles in der Zeit und im Raum ordnend, sich uns als Vernunftgesetzgebung zeigt. Aber indem wir uns so in der Unterscheidung des Willens und der Vernunft in Gott zurecht zu finden suchen, dürfen wir doch nicht vergessen, daß sie Ein unzertrennliches Wesen, Eine schaffende Vernunft ausmachen. Wir wollen übrigens, gleichwie in dem Vorhergehenden, uns besonders an das halten, was die erfahrende und denkende Untersuchung uns zunächst lehrt. Wir sehen Gottes Gedanken in seinen Werken, und wir sollen uns hier unsere Vorstellung von seinem Wesen mit Hilfe unsers Wissens von seinen Gedanken bilden, nicht umgekehrt erst

suchen, uns eine Vorstellung von seinem Wesen zu bilden, und daraus Meinungen über seine Gedanken ableiten.

Der Mensch ein Weltglied der Erdkugel, wie die Erdkugel selbst ein Glied einer noch höhern Welt.

Nachdem wir nun diese großen Grundzüge des Weltalls betrachtet haben, wollen wir den Gedanken nach unsrer Erdkugel zurückwenden, um zu sehen, welche Grundzüge die Wissenschaft uns von deren Bilde mittheilt.

Die Naturwissenschaft lehrt uns, daß die Erdkugel, ehe sie sich zu einer festen Kugel bildete, flüssig war, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß sie eine ungeheure Dunstkugel war, ehe sie tropfbar wurde. Aber hier ist es genug, daß wir mit Gewißheit wissen, daß sie einst vor Jahrtausenden eine glühende im Schmelzzustande sich befindende Kugel war, von einem weit größern und dichtern Dunstkreis als es unser gegenwärtiger ist, umgeben. Diese heiße Kugel kühlte sich langsam in einem sehr langen Zeitverlauf ab. Ihre Oberfläche ward zu einer festen Kruste, und der größte Theil des Wassers, das früher den Dunstkreis erfüllte, verdichtete sich zu einem erhitzten Meere. Dieser Zustand war jedoch sehr unruhig; die fortgesetzte Abkühlung äußerte natürlicherweise eine größere Wirkung auf die Kruste als auf die innere fließende Masse, weßhalb sie auch mehr zusammenschrumpfte, so daß die innere fließende Masse sich hie und da Auswege öffnen mußte. Des Erdballs Oberfläche erhielt dadurch allmälig Erhöhungen und Vertiefungen; doch geschah dieß noch stärker, sofern Wassertheile unter die Rinde eindrangen, durch die Hitze zu Dampf wurden, und dadurch ganze Strecken der Erdrinde über die übrigen emporhoben. Hierdurch bildeten sich allmälig größere Erhöhungen, wovon einige über das gewöhnliche Meer hervortauchten; es wurden Untiefen im Meer, Inseln und Berge, dem ähnlich, was wir noch in unsern Zeiten

durch unterirdisches Feuer hervorgebracht sehen; doch scheinen die Veränderungen in jenen Zeiten noch größer und ausgedehnter gewesen zu sein als die, deren Zeugen die Menschen gewesen sind. Durch solche Umwälzungen wurden große Strecken der Erdoberfläche erschüttert, das Meer kam in gewaltsame Bewegungen, Vieles von der festen Rinde wurde zerbrochen, ja zum Theil zerrieben und in's Meer ausgebreitet, welches seitdem in einem ruhigern Zustand diese Theile absetzt, erst die größern Bruchstücke, dann die gröbern schuttartigen Körner, zuletzt die feinsten Theile. So bilden sich aus den Ursachen, welche bloß zu zerstören scheinen fruchtbare Erdschichten, worin Gewächse gedeihen sollen. Solche Veränderungen gehen bald auf der einen, bald auf der andern Stelle vor, oft sich auf derselben Stelle wiederholend; aber eine Reihe von ihnen scheint in einem großen Naturalter zusammenzugehören, das Jahrtausende gedauert haben mag. Unser jetziges Naturalter, das, worin das Menschengeschlecht zuerst hervorgekommen ist, fährt noch fort Veränderungen gleicher Beschaffenheit zu durchgehen, nur scheint es sich ruhiger zu entwickeln als irgend ein früheres. Allem dem zufolge ist die Erdrinde aus mannigfaltigen Schichten zusammengesetzt, in welche wir hie und da uns hineingearbeitet und die eine nach der andern durchbrochen haben, so daß wir die Hervorbringungen des ältesten Naturalters eben so gut wie die der neuern haben betrachten können. Hierbei hat die Natur überdieß uns selbst Hilfe geleistet, indem sie oft durch unterirdische Kräfte die untersten und ältesten Schichten emporgehoben, bald die neuern und obern weggebrochen hat.

In den ältesten Schichten finden wir keine Spur von untergegangenen Thieren und Gewächsen, aber in der Bildung der spätern Naturalter findet man dergleichen. Eine lange und sorgfältige Untersuchung hat gezeigt, daß die Thiere und Gewächse, welche am frühesten hervorkamen, diejenigen waren, welche auf der niedrigsten Entwickelungsstufe stehen, und daß jedes neue Naturalter sich zu einer höhern Entwickelungsstufe

erhob. Das erste Naturalter, worin man Reste von Gewächsen und Thieren antrifft, hatte nur blumenlose Gewächse und knochenlose Thiere. In den darauf folgenden Naturaltern sehen wir allmälig mehr und mehr entwickelte Glieder des Pflanzenreiches, und noch mehr geben des Thierreiches mannigfaltige Gestalten uns Gelegenheit dieses Steigen der Natur zu höhern und höhern Entwickelungsstufen zu bemerken. Die Fische kamen vor den Kriechthieren (Amphibien) als Luftathmende, die Säugethiere entstanden erst in den spätern Naturaltern und zeigten sich in immer mannigfaltigeren und vollkommneren Arten, ganz wie die Naturalter aufeinander folgen. Erst in unserm Naturalter, dem neuesten von allen, geschah es, daß das Menschengeschlecht entstand. Diese mannigfaltigen aufeinanderfolgenden Veränderungen wurden von noch andern begleitet, welche innig damit verknüpft waren, so daß sie im Verein ein Ganzes von Naturhandlungen bildeten. Hiezu gehörte, wie schon erwähnt, daß die Erde sich allmälig abkühlte; aber hiemit folgte, daß der Luftkreis auch allmälig von den meisten Dünsten sich reinigte und daß die vereinte Wirkung von Sonnenlicht und Pflanzenleben die Luft sowohl von einem Bestandtheil, der dem Athmen des Thieres ungünstig ist, nämlich von der Kohlensäure befreien, als auch mit einer zu diesem Athmen dienlichen Luftart, nämlich der Stickluft, bereichern konnte.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß in dieser Entwickelungsgeschichte der Erdkugel sich unsäglich viel befindet, was wir nicht verstehen; aber selbst aus der hier gegebenen äußerst kurzen Uebersicht sieht man, daß die Entwickelung nach Naturgesetzen geschehen ist, und dieß bestätigt sich auf die mannigfaltigste Weise, wenn man sich mit der ganzen Naturwissenschaft vertraut macht. Ich kann noch hinzufügen, daß die Wissenschaft von der Entwickelung der Erdkugel neu ist; man kann kaum sagen, daß sie hundert Jahre alt ist; aber sie wächst mit einer immer steigenden Schnelligkeit und wird fast jedes Jahr zu größrer Vollkommenheit gebracht.

Laßt uns hier innehalten, um zu überlegen wie weit die jetzt dargestellten Wahrheiten sich auch auf das Menschenleben anwenden lassen. Wir müssen hiebei unsern Gedanken zunächst auf das Menschengeschlecht hinwenden, nicht auf den als alleinstehendes Wesen gedachten Menschen; denn zwar hat diese Betrachtung auch ihr gesetzliches Recht, aber an ihrer gehörigen Stelle, wenn der Mensch erst als Glied des ganzen Menschengeschlechts betrachtet worden ist.

Das Menschengeschlecht selbst wird nur in seinem rechten Lichte gesehen, wenn es nicht bloß für sich betrachtet wird, sondern zugleich als ein Glied des ganzen Daseins, das heißt eines Vernunftreiches, worin alles das, was nicht Selbstbewußtsein hat, sich unbedingt nach den ewigen Vernunftgesetzen richtet, die selbstbewußten Wesen aber zwar denselben Gesetzen unterworfen sind, jedoch so, daß sie in gewissen Hinsichten mit Freiheit über die Grenzen, welche die Naturgesetze der unbewußten Natur gesetzt haben, hinaus können. Keinem ist es unbekannt, daß das Menschengeschlecht das einzige selbstbewußte und insofern freie Glied im Vernunftreiche hier auf Erden ist.

Zu den inneren Uebereinstimmungen dieses Vernunftreiches mit sich selbst gehört es, daß das Menschengeschlecht seinen wesentlichen Theil zu dem Sein und zur Entwickelung des Ganzen, und namentlich zu der der Erdkugel, mit welcher es in dem nächsten Zusammenhang steht, beitragen muß. Der Mensch greift sowohl körperlich wie geistig in die Entwickelung der Erdkugel ein. Im Alltagsleben denkt man sich die Erdkugel gewöhnlich nur als eine Zusammensetzung von Erdarten, Steinarten, Metallen, Wasser und dergleichen; aber wir haben schon aus ihrer kurzen Entwickelungsgeschichte gesehen, daß das Thier- und Pflanzenreich mit zu ihrem Wesen gehört, und eine genauere Untersuchung zeigt, daß beide zu ihrer Ausbildung mächtig beigetragen haben und noch beitragen. Das Pflanzenreich hat nicht allein, wie wir schon gesehen haben, den Dunstkreis der Erde umgebildet, sondern es hat bei seinem Untergang Ueberbleibsel hinterlassen,

welche zum Entstehen neuer Gewächse dienen können, und dabei hat es in den weitverbreiteten Kohlenschichten uns ein Zeugniß von seiner großen Bedeutung bei der Bildung eines Theils der Masse der Erdkugel hinterlassen. Das Thierreich hat vielleicht eine nicht geringere Bedeutung, auf alle Fälle eine große Mitwirkung bei der Bildung der Erdkugel; die Kohlensäure, welche das Thier ausathmet, giebt einen großen Beitrag zu der Kohlensäurenmenge, welche die Gewächse einathmen; indem die Thiere viele Bestandtheile des Pflanzenreiches verzehren und verdauen, und die zu ihrem Leben unbrauchbaren Stoffe der Erdoberfläche wiedergeben, wirken sie zur Nahrung des Pflanzenreiches mit; durch ihren Tod und ihre Verwesung geben sie dem Pflanzenreiche fortgesetzte Nahrung; sie haben außerdem durch Berge und Inseln von Schalthieren und Korallen, durch feste Ueberbleibsel von den unsäglich kleinen aber auch unsäglich zahlreichen Thieren, welche man Infusionsthiere nennt, u. s. w. einen bedeutenden Beitrag zur Masse der Erdkugel geliefert. Hiemit verbindet sich nun die Theilnahme des Menschen an der Entwickelung der Erdkugel. Das Menschengeschlecht gehört allerdings zu den am spätesten entstandenen Thieren auf der Erde, aber seit der Zeit des Entstehens hat seine Mitwirkung begonnen und ist auf doppelte Weise geschehen: theils auf dieselbe Weise wie die Mitwirkung des übrigen Thierreichs, theils und zwar weit mehr durch seine freie Wirksamkeit. Die Menschen haben bekänntlich ungeheure Waldstrecken ausgerodet, hier und da wieder einige angebaut, sie haben weitumfassende Strecken durch Anbau verändert, sie haben See'n und Moräste ausgetrocknet, Gewässer abgeleitet, Kanäle gegraben; sie haben so viele und so große Städte gebaut, daß diese als hervortretende Strecken auf der Erdoberfläche bezeichnet werden würden, wenn man sich einen Beobachter denken könnte, der von dem Mond aus die Erde mit Hilfe trefflicher Vergrößerungswerkzeuge betrachtete.

Die Gesetze für die Entwickelung des Menschengeschlechtes.

Mit dieser körperlichen Theilnahme an der Entwickelung der Erdkugel ist jedoch die Weltbedeutung des Menschengeschlechts nicht erschöpft; das Geschlecht soll das freie Vernunftleben mit Hinsicht auf die Erdkugel verwirklichen. Ich versuche dieß nicht von der Natur der Dinge abzuleiten — ein Weg, den ich hier überhaupt nicht einschlage — sondern ich fordere nur auf dieß im Dasein zu erblicken. Das Menschengeschlecht hat sich entwickelt und entwickelt sich fortwährend zu einem lebendigeren völligeren Vernunftdasein, und während dieser Entwickelung fügt es zu dem Vernunftgepräge, welches die ganze Natur hat, ein Gepräge freien Vernunftlebens hinzu, das in dem Willenlosen nicht unmittelbar hervortreten konnte.

Wohl kann man in Gedanken des Menschengeschechts sowohl geistiges wie körperliches Leben abgesondert verfolgen — und man hat allerdings in diesen Gedankenrichtungen große Wahrheiten gewonnen — aber hier wollen wir das vereinte Ergebniß von Allem, was die Denker uns hierüber gelehrt haben, benutzen, um einen Ueberblick über das Dasein des Menschengeschlechtes in seiner Gesammtheit, das Geistige mit dem Körperlichen, das Körperliche mit dem Geistigen zu gewinnen.

Des Menschen geistige und leibliche Entwickelung geschieht in Gemeinschaft miteinander. Diese allgemein bekannte unbestreitbare Thatsache werden Diejenigen, welche des Menschen geistigen Zustand besonders betrachten, so gern gleichsam in das Buch der Vergessenheit schreiben, weil sie eine geheime Furcht haben, dadurch das Geistige zu erniedrigen; aber es geziemt nicht diese Furcht zu theilen; denn wir haben gesehen, daß die ganze Körperwelt das Werk des ewigschaffenden, vernünftigen Willens ist, und finden deßhalb nichts Anstößiges in der Wahrheit, daß das Wesen, in welchem die freie Vernunft hervortritt auf unserm oder irgend einem andern Weltkörper an die-

selben Vernunftgesetze gebunden ist, die sich auch in den Dingen geoffenbart finden, welche selbst kein Bewußtsein davon haben. Wie das freie Vernunftwesen sein Dasein nach dem Tode des Leibes, woran es geknüpft war, fortsetzen kann, läßt sich hier noch nicht abhandeln.

Wir wollen nun betrachten, wie die Menschen sich von der niedrigsten zur höchsten Stufe entwickelten. Aber wir werden hier vielleicht geneigt sein zu fragen, wie die ersten Menschen entstehen konnten, da sie weder Vater noch Mutter hatten. Hierauf müssen wir antworten, daß wir es nicht wissen; aber einige weitere Aufklärungen müssen wir doch zu dieser Antwort hinzufügen, damit man nicht unsere gegenwärtige Unwissenheit zum Einwand gegen die Wahrheit gebrauche, die wir über den Zusammenhang zwischen der Entwickelung der Erdkugel und der Thierwelt aufgestellt haben.

Die Erdkugel hat, wie schon gesagt, sich in einer Reihe von Naturaltern entwickelt. Seit der Zeit, wo die Kugel in einen Zustand gekommen war, in welchem Thiere und Gewächse darauf gedeihen konnten, wurden in jedem neuen Naturalter neue Gewächse und neue Thiere hervorgebracht. Ungeachtet das, was wir hier von den Thieren zu sagen haben, sich auch auf die Pflanzen anwenden läßt, wollen wir doch jetzt bei jenem Gedanken verweilen. Bei dem Eintritt eines neuen Naturalters gingen zwar nicht alle Thiere, aber doch viele von ihnen unter, und nach einer Reihe von Naturaltern lebte ein ganz neues Thierreich auf der Erde. Unter dem Einfluß der Kräfte, welche große Umbildungen der Erde hervorbrachten, wurden denn auch neue Thiere erzeugt. Daß dieß Alles durch Gottes schaffenden Willen geschah, ist offenbar; aber zu sagen, daß Gott die Dinge so geschaffen habe, ist wohl eine Wahrheit, aber nicht eine so entwickelte Wahrheit, wie sie das denkende Wesen zu erlangen strebt. Es ist dem Menschen verliehen, in sehr vielen Schöpfungshandlungen den göttlichen Willen in den Naturgesetzen, wonach die Wirkungen geschehen, zu betrachten; wenn wir nun fragen,

wie die Wesen entstanden, ist die Frage nicht ob Gott sie erschaffen hat, sondern in wie weit wir die Gesetze entdeckt haben, in welchen sich sein unendlich vernünftiger Wille offenbart hat. Selbst in Fällen, wie der gegenwärtige, wo wir nur Antworten bekommen können, welche unsrer Unwissenheit nicht abhelfen, ist es für unsern nach Einsicht begierigen Geist dienlich, daß die Frage aufgestellt worden ist, und daß man die Grenzen sieht, an welchen unsere Kenntniß für jetzt sich befindet. Da die Körper der Thiere aus den eigenen Stoffen der Erdkugel hervorgebracht, und nach der ewigen Vernunft gebildet sind, so können wir sehr wohl sagen, daß sie von Erde geschaffen sind und von Gott Leben bekommen haben. Dasselbe kann man auch von dem Menschen, dem Werke des spätesten Naturalters sagen. Kaum findet sich ein für die Kindheit des Menschengeschlechtes faßlicheres Bild hievon, als das Gott den Menschen von Erde schuf und ihm seinen lebendigen Geist einblies. Aber Diejenigen, welche meinen, daß man nicht weiter fragen darf und darüber triumphiren wollen, daß wir hier so wenig mehr zu antworten wissen, wollen wir daran erinnern, daß es so viele andere Fragen giebt, auf welche es uns ehedem unmöglich war, eine befriedigende Antwort zu geben, während es uns jetzt möglich ist. Wir brauchen z. B. jetzt nicht bei der Wahrheit stehen zu bleiben, daß Gott Tages- und Jahreszeiten giebt, sondern wir haben durch fleißiges Forschen entdeckt, wie diese großen und wichtigen Zeitabwechselungen nur Glieder einer weit höhern göttlichen Gesetzgebung ausmachen. Was dagegen den Ursprung der Menschen sowohl wie der Thiere anbetrifft, so dient die Wissenschaft bloß dazu, uns vor Augen zu stellen, daß die lebendigen Wesen in gesetzmäßigem Zusammenhang mit der eigenen Entwickelung der Erde hervorgebracht sind. Haben wir hier nichts Anderes für unsern Zweck gewonnen, so ist es doch immer ein Gewinn, daß wir in dem Folgenden nicht von fruchtlosen Fragen über diese an sich selbst so wissenswürdige Sache gestört werden.

Kehren wir nun zurück zu einer geistigen Betrachtung der ersten Entwickelung des Menschen. Er hat Sinne um Eindrücke zu empfangen, die Natur übt ihn in dem Gebrauche derselben. Seine geistigen Vermögen, die Eindrücke im Gedächtniß zu bewahren und sie zu verarbeiten, geben ihm unaufhörlich einen größern Kenntnißvorrath und eine klarere Auffassung.

Viele Gelehrte haben etwas Unbegreifliches darin gefunden, daß die Menschen dazu gelangt sind, ihre Gedanken und Gefühle durch die Sprache auszudrücken; aber dieß ist keinesweges unbegreiflicher als das ganze übrige Dasein. Innerhalb der Grenzen des Daseins scheint die Entstehung der Sprache in gutem Zusammenhange mit sämmtlichen Naturverhältnissen zu stehen. Wir kennen ja so viele Thiere, welche Trieb und Vermögen haben, Laute hervorzubringen, welche andeuten, was in ihnen vorgeht; bei einigen finden wir sogar Vermögen, fremde Laute nachzubilden. Der Gebrauch, welchen die Thiere von diesem Vermögen machen können, bedeutet nur wenig im Vergleich mit dem, welchen der Mensch davon macht; aber die Ungleichheit ist nicht größer als die der Geistesvermögen. Daß des Menschen Sprachwerkzeuge geschickt sind, so mannigfache Laute hervorzubringen, ist hier nicht das Wichtigste, obgleich nothwendig für die Anwendung, welche er durch seine Geistesvermögen davon machen soll. Der Gebrauch dieser Sprachwerkzeuge würde ihn nicht in Stand setzen, so mannigfache Laute hervorzubringen, wäre er nicht ein so begabtes Wesen. Aber die Hauptsache sind seine Vermögen, die Sinneneindrücke, welche er von außen bekommt, zu bewahren und geistig zu entwickeln. Die Laute, welche zuerst bloße Gefühlsäußerungen waren, bekommen durch die in der Lust zu gegenseitiger Mittheilung gegründeten Uebereinstimmung zwischen mehreren Menschen eine nähere Bedeutung. Die Laute, welche man von Thieren und andern lautgebenden Gegenständen hörte, wurden zufolge derselben Anlage zu Bezeichnungen benutzt. Die Verwandtschaft, die sich oft zwischen zwei Vorstellungen findet, gab bisweilen

Veranlassung von Einem Laut einen andern verwandten zu bilden. Sehr oft gab zufälliges Zusammentreffen Veranlassung, Bezeichnungen zu bilden. Alles dieß geschah zuerst in kleinen Genossenschaften, und breitete sich später zu größeren aus. Im Anfang geht die ganze hier abgehandelte Entwickelung sehr langsam, und Jahrtausende sind sicher verstrichen, ehe man zu der Sprachentwickelung gelangte, welche man in den ältesten uns übriggebliebenen Sprachdenkmalen erblickt.

Der Menschen Entwickelung geschah durch eine Reihe von vereinigenden und trennenden Wirksamkeiten, von welchen bald die eine, bald die andere zu verschiedener Zeit und an verschiedenem Ort überwiegend ward. Wir werden allmälig zu sehen bekommen, daß es eins von den Gesetzen des ganzen endlichen Daseins ist, daß die Wirksamkeiten so wechseln, und während dieses unaufhörlichen Kampfes die Gegenstände hervorbringen und ordnen. Wenn Jemand fragen wollte, weßhalb das Dasein ein solches Gesetz hat, müssen wir zuerst bemerken, daß dieß dasselbe sein würde als zu fragen, weßhalb der göttliche Vernunftwille so ist, wie er ist, aber wir können doch hinzufügen, daß Derjenige, welcher sich mit allem dem recht vertraut macht, was unsere Forschung uns von der sich in der Natur offenbarenden Vernunft gelehrt hat, dadurch eine innere Anschauung von dem Vernunftzusammenhang des Ganzen bekommt, wodurch er fühlen wird, daß diese Gesetze in den tiefsten Wesen des Daseins ihren Grund haben. Zu den vereinigenden Wirksamkeiten gehört der Geschlechtstrieb, die Liebe zu den Kindern, und die der Kinder zu den Eltern, der Drang nach Umgang und Mittheilung, der allgemeine Drang nach Hilfe; zu den trennenden gehören die Streitigkeiten, welche durch die gewaltsamen Begierden nach demselben Gegenstand leicht geweckt werden, die Unzulänglichkeit der Nahrungsmittel auf dem bebauten Raum, die Lust nach etwas Neuem.

Die Menschen sind bestimmt einander zu lieben und durch gegenseitige Mittheilung die höchste Ausbildung zu erlangen;

wie stimmt dieß nun mit der Macht der feindlichen Wirksamkeiten? Hierauf wird geantwortet, daß das bloße Streben nach Vereinigung bald zu schlaffem Stillstand führen würde. Ohne Kampf werden die Kräfte nicht entwickelt! Der Unerfahrene kann sich vorstellen, daß ein trauliches Zusammenleben von zwei Liebenden fern von fremden Einwirkungen die höchste irdische Glückseligkeit sein würde; aber ein solches Leben, das nie durch die Einwirkung der Außenwelt und einer nach außen gehenden Wirkung auf sie neue Erweckungen empfinge, würde — wenn es möglich wäre — eher ein Schlaf mit seinem Traum als ein wirkliches Leben sein. Die Ruhe, wonach der Mensch zu streben pflegt, ist bloß ein Zustand, worin man von starken Anstrengungen verschont ist, und ist so verschieden nach der Natur der verschiedenen Menschen, daß der Zustand, welcher für Einen eine besonders zufriedenstellende Ruhe sein würde, für einen Andern zu schläfrig, aber für eine entgegengesetzte Natur zu anstrengend sein könnte.

Durch die Wechselwirkung zwischen dem Menschen und der Natur und zwischen den Menschen untereinander wird die uns inwohnende Naturanlage entwickelt. Es ist besonders die Entwickelung der Anlage zum Gottesbewußtsein und zur Tugend, welche hier besprochen werden soll; doch werden sich hiermit nothwendig Aufklärungen über die Entwickelung der übrigen Vernunftanlage verbinden.

Obgleich die Entwickelung, welche der Mensch durch die Weselwirkung mit der unbeseelten Natur, und die, welche er durch die Wechselwirkung mit andern Menschen erlangt, in der Zeit gleichmäßig fortgehen, und die eine auf unzählige Weise in die andere eingreift, müssen wir um unsere Gedanken darüber zu ordnen, bald die eine, bald die andere für sich betrachten. Wenn wir diesen Grund der Trennung nur stetig vor Augen haben, macht es keinen wesentlichen Unterschied, mit welcher wir anfangen.

Man denke sich in den frühesten Zustand des Menschen

zurück und verstehe darunter nicht bloß die ersten Tage, sondern die ersten Jahrhunderte. Da lebten nur wenige Menschen vereinigt, und nur wenig konnten sie von einander lernen; dagegen waren sie weit mehr den Einwirkungen der Natur unterworfen, da sie nicht Häuser oder Zelte, oft nicht einmal Höhlen zu Wohnungen hatten, sondern unter oder auf Bäumen lebten. Jeder Einzelne mußte seinen Kampf mit der Natur bestehen, um sich Früchte oder Wurzeln oder Thiere zur Nahrung zu verschaffen, um wilden Thieren Widerstand zu leisten, um einen Zufluchtsort zu finden, wenn er dessen bedurfte. Sie empfingen da viel zahlreichere Eindrücke von den Naturgegenständen; das, was besonders auf ihre Sinne wirkte, prägte sich am stärksten in ihr Gedächtniß und wurde zuerst von den unbewußten Gesetzen ihrer Sinnlichkeit, sodann durch ihr Denken, so wenig dieß auch entwickelt war, geordnet. Richtet der Mensch z. B. seine Aufmerksamkeit auf die Vögel, so wird er für gewöhnlich sich ihrer als fliegender befiederter Wesen erinnern. Sofern er nicht Vögel von sehr ungleichem Bau, ungleicher Größe oder Farbe sieht, wird seine Vorstellung besonders bei ihren Gleichheiten verweilen; aber oft wird seine Aufmerksamkeit auf Vögel hingewendet werden, die so verschieden sind, daß man die Ungleichheiten nicht unbeachtet lassen kann. Allmälig sowie eine gewisse Mannigfaltigkeit von solchen Eindrücken sich in sein Gedächtniß prägt, wird er sie in Gedanken ordnen, und einige beginnende Vorstellungen von Gleichheiten und Ungleichheiten erlangen, von Zusammengehörigem und Nichtzusammengehörigem. Jetzt werden wir von zarter Jugend an geübt, uns solche Gedanken zu bilden; aber die Menschen der ersten Zeiten haben sie sich selbst erwerben müssen. Was hier von der Auffassung einer einzigen Art von Gegenständen gesagt ist, läßt sich mit einigem Nachdenken auf unzählige andere, auf die anderen Thierklassen, auf Bäume, auf Blumen, auf die leuchtenden Himmelskörper u. s. w. anwenden. Aber, ungeachtet die Menschen der ersten Zeiten ihre Vorstellungen von den Dingen nach demselben Grund-

gesetz bilden mußten, das unser geistiges Wesen noch befolgt, werden doch die unter so höchst ungleichen Verhältnissen gebildeten Vorstellungen so große Ungleichheiten zeigen, daß der Gedankenlose sie leicht für ganz verschieden halten kann. — Während der Mensch Eindrücke von außen empfängt, wird ja seine Geisteswirksamkeit auf viele verschiedene Weisen geweckt. Die Menschen der ersten Zeiten unterschieden nicht so genau wie wir das, was während des Eindrucks bei ihnen selbst vorging, von den Eigenschaften des, den Eindruck hervorbringenden Gegenstandes. Sie stellten sich vor, daß die Vermögen, welche durch die äußern Gegenstände bei ihnen selbst zur Wirksamkeit erweckt wurden, sich auch in diesen finden müßten; so kamen sie dazu, sich die ganze Natur wie von denkenden und wollenden Geistern beseelt vorzustellen. Zwar sehen wir jetzt ein, daß durch die ganze Natur sich etwas Geistiges offenbart; aber wir übersehen nicht den großen Unterschied, der zwischen denjenigen Wesen gemacht werden muß, in welchen dieses Geistige zum Selbstbewußtsein gekommen ist, und den zahllosen andern Gegenständen, welche denselben Gesetzen ohne Bewußtsein folgen. Nur durch die Rückkehr zu den Verhältnissen, welche in der Kindheit des Menschengeschlechts stattfinden mußten, können wir es begreiflich finden, daß sie in Bäumen, in Quellen, ja in den aller Bewegung entbehrenden Klippen lebende, wollende, denkende Wesen zu erblicken glaubten. Mit einer solchen Auffassungsweise mußte man der Sonne und dem Monde einen großen und erhabenen Geist, der erstern einen mächtigern, dem letztern einen mildern beilegen. Hierin lag denn auch ein Anfang zum Nachdenken über das Göttliche, aber, wie man leicht sieht, auf einer sehr niedrigen Entwickelungsstufe.

Durch den Umgang unter den wenigen Menschen, welche hier zusammengelebt haben müssen, wurden gleichfalls manche Gedanken geweckt, und darunter solche, welche nicht durch die Wechselwirkung mit der übrigen Natur geweckt werden können. Hier irrte der Mensch nicht, wenn er bei seinem Gegenstande

ein geistiges Wesen gleich dem seinigen voraussetzte. Sein eignes Wesen kam ihn hier von außen entgegen, uud mußte belebend und entwickelnd auf ihn wirken. Wenn ein Mensch angenehme Gefühle bei einem andern weckte, so entstand Liebe; wenn das Gegentheil stattfand, wozu der Kampf um die Gegenstände bei gleicher Begierde so zahlreiche Veranlassungen gab, entstand Haß. Aber durch dergleichen angenehme oder unangenehme Einwirkungen entstand auch ein schwacher Anfang zum Nachdenken über etwas in den menschlichen Handlungen, das man billigen oder mißbilligen muß; aber dieser schwache Anfang war nur ein verborgener Saame für den Begriff von Recht und Unrecht.

Wir wollen nun von diesem sich sehr langsam entwickelnden Zustande einen Gedankensprung zu dem machen, in welchem die Menschen zahlreicher zusammenwohnen, obgleich diese reiche Zahl eine sehr dünne und ärmliche Bevölkerung in einem einigermaßen ausgebildeten Gemeindewesen ausmachen würde. In dem hier vorausgesetzten Zustande ist die Bevölkerung in kleinen Haufen zerstreut von denen eigentlich jeder für sich ein kleines Gemeindewesen ausmacht, aber welche doch häufig alle in einem gewissen, wenn auch sehr loßen Zusammenhang miteinander stehen. Wir wollen voraussetzen, daß sie von Viehzucht leben. Die kleinen Gemeindewesen bestehen förmlich aus einer Familie, in welcher der Stammvater über seine Abkömmlinge herrscht, aber der auch viele dienstbare Menschen einverleibt sind, besonders wenn das Familienhaupt sich Mittel gesammelt hat, um Viele zu ernähren und die Fähigkeit besitzt, sie zu beschützen und gegenseitig in Friede und Ordnung zu halten. Nun können vielerlei Umstände diese Stämme bewegen, sich auf kürzere oder längere Zeit näher zu vereinigen. Oft brauchen sie mehr Vertheidigung gegen wilden Thiere, als der einzelne Stamm in seiner Macht hat. Dieß hatte in rauhen und dünnbewohnten Landstrichen viel zu bedeuten. Derjenige, welcher die Anderen am besten gegen die reißenden Thiere zu

führen vermag, wird bei diesen gefährlichen Jagdzügen bald den Befehl erhalten. Demjenigen, welcher ein Thier erlegt, mit dem kein Anderer es aufzunehmen wagt, wird bei mehrern Wagnissen die Anführerschaft ertheilt. Wenn fremde Stämme hereinbrechen, werden wieder viele zusammenwohnende zum Kampfe versammelt, und fühlen bald, wie gut es ist, von einem vorzüglich tüchtigen Befehlshaber angeführt zu werden. Die Männer, welche bei solchen Jagdzügen oder Kriegen sich ausgezeichnet haben, werden nun auch bei Streitigkeiten zwischen den einzelnen kleinen Stämmen, wohl gar bei Streitigkeiten zwischen Mann und Mann gesucht. So entsteht ein gewisser Begriff von Gesetz und Regierung und deren Nutzen.

Eine andere Art von vereinten Kräften findet sich bei den weisen Männern. In diesem Zustande leben die Menschen noch in der freien Natur; die Wichtigkeit, den Gang der Jahreszeiten zu kennen wird ihnen deßhalb bald einleuchtend; aber sie haben weder Gelehrte noch Buchdrucker, kaum einmal Schrift; es kann bei ihnen von Almanachen, wie die unsrigen, nicht die Rede sein; dagegen werden einige von ihren meist begabten Männern, welche über das, was sie sehen fleißiger und kräftiger nachdenken, als es bei der Menge gewöhnlich ist, nach und nach auf die Gesetze merken, die sich bei den Himmelsbewegungen zeigen. Sie werden sich die Dauer der Mondwechsel ins Gedächtniß prägen, und allmälig entdecken, daß nach etwa zwölf Neumonden dieselbe Jahreszeit wiederkehrt. Nach einem viel längern Zeitverlauf wird man zu weit genauern Bestimmungen gelangen; aber schon diese ist wohlthuend. Die meisten Menschen denken, wie gesagt, nicht daran, weil sie den Gang der Jahreszeiten erfahren, ohne irgend eine Anwendung ihrer eignen Thätigkeit, insofern der Almanach, die kirchlichen Handlungen und mancherlei Staatseinrichtungen ihnen die Kenntniß davon beinahe aufnöthigen; aber denkt man sich in eine Zeit zurück, wo Niemand wußte, wie lange der Sommer oder der Winter dauern würde, da fühlt man, welch eine unge-

mein große Wohlthat den Menschen von Dem erzeigt wurde, der ohne eine Anweisung aus Büchern haben zu können, und ohne Schrift oder doch ohne bequeme Schreibmittel, in seinem Kopf so gut Buch hielt über die Himmelsbegebenheiten, und die Zahl der Monate und Tage so fest im Gedächtniß hatte, daß er den Anderen den Gang des Jahres voraussagen konnte. Mit solchen Geistesgaben, welche in jenen Zeiten der Unwissenheit einen Mann in den Stand setzte, sich dergleichen Einsichten zu erwerben, würde er in unsere Zeiten versetzt, wieder Entdeckungen machen, welche das Menschengeschlecht einen oder den andern großen Schritt weiter führten.

Es versteht sich, daß es viele andere Arten von Einsichten giebt, welche den Menschen jener Zeiten gleichfalls als hohe Weisheit galten, und zwar mit Recht, wenn man auf den Standpunkt Rücksicht nimmt, auf welchem die übrigen Menschen sich befanden. Die Gabe, versöhnend Streitigkeiten zu schlichten und Rath und Vorschriften für ein friedliches Zusammenleben zu geben, Kenntniß von Krankheiten und Heilmitteln, Erfindsamkeit in den Dingen, welche darauf abzielten, die Naturgegenstände besser zu benutzen, machten einen Menschen ungemein wichtig für seine Mitmenschen, und ließen sie seine Weisheit suchen und ehren. Natürlicherweise war es doch sehr gewöhnlich, daß ein hochbegabter Mann vielerlei Arten von Einsichten vereinigte; dieß, was noch in unsern Tagen möglich ist, war es noch weit mehr in Zeiten, wo keine besondere Wissenschaft so entwickelt war, daß sie einen sehr bedeutenden Theil der Zeit eines Mannes in Anspruch nehmen konnte.

Aber jetzt müssen wir uns erinnern, daß die Menschen in jenen Zeiten Gegenständen außerhalb ihrer selbst Gedanken und Willen beilegten. Diese Geschöpfe ihrer Einbildungskraft waren bald guter, bald böser, am häufigsten gemischter Natur. Die Himmelslichter, das Meer, die Flüsse, die Haine, die Berge und vielerlei andere Gegenstände — wer kann sie alle nennen? — hatten ihre Götter, selbst die Weisen theilten mehr oder minder

vollständig diese Vorstellungsweise. Die Weisen mußten der Menge als Vertraute der Götter vorkommen, und bis auf einen gewissen Grad selbst an ihren Meinungen theilnehmen; denn sie fühlten wohl, daß ihre Entdeckungen, obgleich bei ihnen selbst entwickelt, ihnen doch durch Beobachtung der Gegenstände gegeben waren; man hatte z. B. erforscht, wie die Gottheiten der Sonne und des Mondes ihre Wege zusammengeordnet hatten, man hatte gewisse Rathschläge der Gottheit gleichsam mitgetheilt erhalten, man mußte sich wie eingeweiht fühlen in das Vertrauen der Götter. Der Grundgedanke ist eine wirkliche Wahrheit — denn die Kenntniß von den Weltgesetzen ist Kenntniß von Gottheitsgedanken — aber alle Vorstellungen erhielten damals eine mehr körperliche Gestalt.

Wir sehen, daß die Menschen bei ihrem Zusammenleben mehr und mehr die Dinge untereinander nach vernunftgemäßem Rath und nach Vorschriften zu ordnen suchen müssen. Wenn diese durch passende Veranstaltungen aufrecht erhalten werden, so werden sie Das, was wir Gesetze nennen. Sofern die Menschen sich durch diese Gesetze beschützt finden, werden sie sie lieben, und sie überdieß, ihrer eigenen vernünftigen Natur zufolge, innerlich billigen; denn der Mensch hat ein natürliches Vernunftgefühl, das ihn antreibt, die in dem Gesetze ausgedrückte Vernunft zu achten, und sich selbst zu sagen, daß hier etwas ist, dem sein freier Wille folgen muß. Kurz, der Pflichtbegriff entwickelt sich in Verbindung mit der Gesellschaftsbildung.

Aber bei ihren Göttern setzen die Menschen dieselbe Vernunft voraus, die in ihnen selbst lebt, jedoch im höhern Grade, besonders bei den mächtigsten Göttern. Je größer, mächtiger und unabhängiger ein Gott ist, desto gerechter denken sie sich ihn; nur leihen sie jedem Gotte einige von ihren Leidenschaften. Die weisesten und geistigsten Menschen sind auch die, welche sich Vorstellungen von der Natur und den Eigenschaften der Götter ausbilden, und dadurch erhabene Muster für ihre

Mitmenschen hinstellen. Die Dichtungswelt, welche so gebildet wird, ist nicht das Werk Eines Mannes, sondern der Menschen des Zeitalters im Allgemeinen, und hat ihren Ursprung nicht in einer willkürlichen Dichtung, wie die meisten spätern Dichterwerke, sondern wird durch ein ehrerbietiges Streben, die Geheimnisse des Daseins zu enträthseln, hervorgebracht. Sie ist eine Naturdichtung, vom Geist des Zeitalters erzeugt.

So knüpfte sich das Gesetz über Recht und Tugend an das Gesetz über die Götter, und die Leiter und Gesetzgeber der menschlichen Gemeinwesen konnten sich ohne Betrug als Freunde und Sendboten der Götter darstellen. Daß sich hiebei noch oft fromme Betrügereien und bei Einigen sogar grobe Betrügereien einmischten, soll hiemit nicht geleugnet werden. Wenn die durch kräftige Anwendung höherer Naturgaben erworbenen Kenntnisse als Geheimnisse bei gewissen Priesterschaften bewahrt wurden, und wenn die durch Naturdichtung gebildete Religion Priestern, welche nicht mehr Sinn dafür hatten, zur Ausübung überlassen wurde, so wurden die Betrügereien oft schändlich.

Das hier Gesagte kann auch auf die Wunder angewendet werden, welche den Berichten zufolge von vielen hochbegabten Männern gethan wurden. Oft waren dergleichen wunderbare Handlungen Dem, welcher sie selbst aufgefunden hatte, unbegreiflich, sie waren ihm selbst eine Bürgschaft, ein Recht zur geistigen Herrschaft zu haben, und für die Menge machten sie oft die stärksten Ueberzeugungsmittel aus. Aber in den meisten Fällen wurden solche Wunder von Menschen gebraucht, welche an Verschmitztheit über der Menge standen, und wurden Werkzeuge der schändlichsten Betrügereien.

Bei den verschiedenen Völkerschaften, besonders sofern sie wenig Gemeinschaft hatten und einander sehr ungleich waren, nehmen die Vorstellungen von den göttlichen Dingen und von Recht und Tugend sehr verschiedene Formen an: es bildeten sich viele Religionen; doch werden die hier gegebenen Grundzüge sich im Allgemeinen in ihnen finden.

Auf diesem hier geschilderten Entwickelungsgange gelangte man allmälig zu einem Punkte, über welchen er nicht hinaus gehen konnte, wenn die Auffassung des Göttlichen zu dem übrigen Zustande passen sollte; aber unter der Verstandesentwickelung, welche die Wechselwirkung zwischen den Menschen und der Umwelt und zwischen ihnen selbst untereinander unumgänglich mit sich führte, mußten die Wahrheitsbilder, welche zuvor ihre ganze Seele ausfüllten, dem fortschreitenden Denken unterworfen werden, wodurch die alte Auffassungsweise beschränkt und gestört wurde, und allmälig mehr oder minder verloren ging, ohne daß sich ein neues Ganzes von Auffassung bildete. Auf der einen Seite erhielt man nun eine weit vollständiger entwickelte Dichterwelt, worin der Verstand immer mehr Spielraum erhielt, und den alten Göttergestalten eine größere Bestimmtheit gab, als sie vertragen konnten in dem von dem Verstandesgebrauche von einer andern Seite mehr erleuchteten Dasein. Je mehr man z. B. die Gesetze der Himmelsbewegungen kennen lernte, desto mehr mußte man die Dichtungen verwerfen, welche Sonne, Mond und Wandelsterne als Wesen von menschenähnlicher wenn gleich höherer Natur darstellten, und überall mußten die Kenntnisse, welche man allmälig von Ursache und Wirkung erwarb, in Streit gerathen mit den Naturgesetzen der Einbildungskraft, welche die fortgesetzte Ausbildung der Dichtungswelt gegeben hatte. Hierdurch entstand ein herrschender Unglaube bei Einigen, ein herrschender Aberglaube bei Anderen, bei den Meisten eine wunderliche Mischung von beiden.

Bei der Darstellung dieses Entwickelungsganges mußten wir zuerst den Gedanken auf eine alleinstehende Menschengemeinde heften; aber da die verschiedenen Völkerschaften eine große gegenseitige Wirkung aufeinander ausüben, haben wir auch deren Bedeutung zu erwägen. Die Entwickelung hat bei jeder ausgezeichneten Völkerschaft ihre wichtigen Eigenthümlichkeiten. Es kann hier nicht unsere Absicht sein, diese zu schil-

3*

dern; es muß genügen, auf einige von den bekanntesten Hauptgegenden, welche Sitze einer uralten Bildung gewesen sind, hinzuzeigen, und von welchen zum Theil große Einwirkungen ausgingen. Egypten war schon zu Moses Zeit ein altes Reich, er ward daselbst unter der Obhut einer Fürstin erzogen, und wahrscheinlich in der dortigen Priesterschaft geheime Weisheit eingeweiht, welche jedoch durch ihn eine neue Gestalt erhielt. Indiens frühe Bildung ist bekannt. Mögen die Gelehrten über das rechte Alter seiner frühesten Schriften noch viel zu entscheiden haben: uns ist es genug, daß Niemand leugnen kann, daß es sehr weit in der Zeit zurückgeht, und daß bei diesem Volke Werke hervorgebracht wurden, welche zeigen, daß es schon vor Christi Geburt eine hohe sowohl gesellschaftliche wie sittliche Bildung und eine mannigfaltig entwickelte, unleugbar mit einer weitverzweigten Götzenverehrung verbundene Dichtungswelt besaß. Die Perser hatten schon in einem hohen Alterthume ihren Zoroaster, die Chinesen ihren Con-fut-se, welcher wohl einige Jahrhunderte vor Christus lebte, aber doch viele Vorgänger gehabt hat. An jeder von diesen Stätten nahm die Bildung ihre eigenthümliche Richtung. Bei den Egyptern herrschte eine geheime Priesterweisheit und bildete sich eine heilige Schrift, das Volk ward in Sklaverei gehalten. In der indischen Weisheit hatte sich früh ein starkes Gefühl von der Vergänglichkeit des Endlichen und von der Sündhaftigkeit des Menschen ausgebildet, eine Lehre von den sinnlichen Offenbarungen der Gottheiten zur Dämpfung und Versöhnung der Sündhaftigkeit, eine Lehre von der Bewältigung und Ertödtung der sinnlichen Natur, um die höchste Heiligkeit zu erlangen und dazu, wie schon gesagt, milde und schöne Sitten. Aber alle die Einseitigkeiten, welche in ihren Lehren und Meinungen verborgen lagen, überwuchsen das Schöne darin, und die Abgötterei ertränkte die hohen Anschauungen der Weisen durch grobe Sinnlichkeit. Zoroaster's Lehre hob den Kampf des Guten und Bösen und den endlichen Sieg des Guten, unter

den Bildern des Lichts und der Finsterniß, mit großer Kraft hervor. Con-fut-se wandte das Auge allzusehr von dem Göttlichen ab, sicherlich von seinem Abscheu vor der Abgötterei geleitet, und wandte den Gedanken zu der Ordnung der menschlichen Gesellschaft hin, worin er doch einseitig seine Lehre allzugenau an das Verwandtschaftsband knüpfte.

Ich habe diese nur als Beispiele genannt, hergenommen von der ältesten Bildung, wohin unsere Nachrichten reichen; ihnen sind ohne Zweifel viele andere Bildungsstufen vorangegangen, über deren Eigenthümlichkeiten wir kaum Vermuthungen haben. Von diesen ältesten bekannten Bildungszeiten her sehen wir mannigfaltige Beispiele gegenseitigen Einflusses. Einige wenige werden hinreichen, um das zu erläutern, was wir hier beabsichtigen. Von den Griechen, welche in so vielen Hinsichten die Lehrmeister anderer Völkerschaften Europa's gewesen sind, wissen wir, daß sie außer älteren Einwanderungen einige von Egypten, andere von Phönicien gehabt hatten, dessen Bildung zwar in eine ferne Altzeit fällt, aber doch wahrscheinlich jünger als die Egyptens war. Von Griechenland wanderte mancher Wißbegierige nach Egypten oder nach Asien, und brachte neue Kenntnißschätze mit; aber nachher übertrafen die Griechen in vielen Hinsichten ihre Lehrmeister und bildeten mit selbstständiger Wirksamkeit ein großes innerhalb gewisser Grenzen harmonisches Ganzes. Später breiteten sie als Eroberer Kenntniß der griechischen Sprache und griechischen Wissenschaften über einen großen Theil von Asien und Egypten aus, und empfingen in einem noch spätern Zeitalter neue Einwirkungen von dem Denken in jenen Ländern. Der Griechen Einwirkung auf Italien und in den spätern Jahrhunderten die der Republik auf den Römerstaat war gleichfalls groß, und die Rückwirkung von da nicht gering; ganz hat sie niemals aufgehört. Zwischen den alten asiatischen Völkern haben ähnliche Wechselwirkungen stattgefunden. Wissenschafter, Religionsstifter, Handel und Kriege haben vielen Tausch von Kenntnissen, aber auch von Irrthümern mit sich geführt.

Doch dürfen wir dieß nicht auf irgend eine Zeit oder Weltgegend beschränken, wir haben hier Beispiele vor uns gehabt, welche die Daseinsgesetze beleuchten.

Jede besondere Völkerschaft hat ihre Eigenthümlichkeit, und die Bildung, welche sie sich für sich selbst erwerben kann, muß einseitig und beschränkt bleiben. Die eine muß von der andern empfangen, um diese Einseitigkeit allmälig wegzuschaffen. Auf beiden Seiten lernt man dadurch, auf jeder der Seiten werden neue Gedanken und dadurch neue Bewegungen, neue Weckungen in dem geistigen Leben erregt, welche als Lebensstärkungen nicht mindern Werth haben als die Kenntnisse selbst. Selbst die Irrthümer, welche allmälig ausgerottet werden müssen, dienen zur Vernunftentwickelung; denn einigen Schein von Wahrheit enthalten sie immer und ihre Ausrottung bringt es mit sich, daß die Wahrheit die eine oder die andere neue Beleuchtung erhält. In der lebendigen, die Wirklichkeit gründlich auffassenden Vorstellung der Wahrheit müssen die Irrthümer als Schatten stehen, welche vom Licht umschlossen und beherrscht werden. Die Menschen bedürfen einander hinsichtlich der Vernunftentwickelung wie in allen andern Hinsichten. Das Menschengeschlecht soll ein Vernunftreich ausmachen, worin die Wahrheit durch gemeinschaftliche Mitwirkung ganz, rein, klar, stark, mannigfaltig, lebendig dastehen soll. Es versteht sich, daß das Menschengeschlecht diese unendliche Vollkommenheit niemals erreichen kann, aber sie steht wie das Musterbild vor uns, nach dessen Verwirklichung wir streben sollen; unser Streben, ihm näher zu kommen, führt zu immer höhern Entwickelungsstufen.

In der hier gegebenen Darstellung habe ich so viele Züge von der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts nur deßwegen mitgetheilt, damit daraus ersehen werden könnte, wie die ersten Schritte der Gesellschaft auf dieser Bahn nach den Daseinsgesetzen geschähen, und daraus die Möglichkeit abgenommen werden könnte, daß das häufige Zusammentreffen der verschiedenen Völkerschaften, ungeachtet der häufigen Rückschritte, welche mit

den Fortschritten wechselten, das Menschengeschlecht seiner höhern Reife entgegenzuführen vermöge. Ich habe noch nicht von dem Christenthum gesprochen, weil ich es nicht auf gleiche Linie mit den andern Religionen stellen wollte; übrigens kann ich hier nur so davon sprechen, wie es sich in der unentwickelten Weltanschauung darstellt. Ist diese wahr, wird das wahre Christenthum, welches hier nicht berührt wird, sich leicht damit vereinigen lassen; hat sich in unsere auf Weltanschauung gegründete Auffassung etwas Unrichtiges eingeschlichen, das sich also nicht wirklich mit etwas Wahrem vereinigen läßt, so müssen wir wünschen, dessen Unrichtigkeit zu entdecken, und den wahren Grund des Irrthums aufzufinden streben.

Das Christenthum ist der am mächtigsten wirkende Wendepunkt in dem Entwickelungsgange des Menschengeschlechts. In dem Theil der Welt, wo die höchste geistige und bürgerliche Entwickelung geherrscht hatte, war eine große Verwirrung in den Vorstellungen über alle göttlichen Dinge und in Uebereinstimmung hiemit eine furchtbare Verderbniß der Sitten eingetreten. Das Menschengeschlecht hatte es nöthig, über diesen Zustand hinweggehoben zu werden, indem ein großes Geheimniß des Geistes ihnen auf eine Weise offenbart würde, die tief auf die Seelen einwirken und die schlummernde geistige Lebenskraft darin wecken könnte. Dieß geschah durch Christus, durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod, durch den Geist, welchen er seinen Schülern eingeflößt hatte und diese wieder den neuen Christen einflößten. Des Christenthumes Wirkung auf die Welt ist der größte Beweis seiner göttlichen Kraft. Es machte die Liebe zum geistigen Mittelpunkt des Lebens. Liebe zu Gott, und im Zusammenhang hiemit Liebe zu dem Nächsten sollte die Quelle unserer Handlungen ausmachen, unsere geistige Lebensquelle sein. In dieser Liebe und in dem Vertrauen auf Gottes Liebe lag zugleich der Glaube an Vorsehung und Unsterblichkeit. Die herrlichen Lebensvorschriften, welche Christus gab, machten nicht die Hauptsache in seinem Wirken auf das Menschengeschlecht

aus; nein, es war eine Denkweise, ein geistiges Lebensgefühl, das er weckte, welches den ganzen Menschen durchdringen sollte, der sich ihm mit wahrer Aufrichtigkeit hingab. Dadurch, daß der Mensch sich dieses höhere Leben aneignete, gelangte er dahin, die Welt zu verachten, das nämlich, was das Ungeistige in der Weltbenutzung der Menschen ausmacht, und die Welt nur als Werk der Gottheit zu lieben. Christus rief den Menschen von der gottverlassenen Welt, wie sich die eigenen Irrthümer das Dasein vorzustellen pflegten, zum Leben in der höhern von Gott beseelten Welt. Aber dieß Alles geschah nicht durch eine Wissenschaft, sondern durch einen Glauben. Er rief die Anlagen für das Ewige, welche in der dunklen Tiefe des eigenen Innern des Menschen schlummerten, hervor und brachte sie zu Leben und Bewußtsein. Die, welche ihn hörten, fühlten, daß er sprach wie Der, welcher Macht hat zu reden, und dieses Gefühl breitete sich auch weiter zu Denen aus, welche sich mit Berichten von seiner Rede begnügen mußten. Zu ihm wurden die Augen der Menschen mit Ehrfurcht, Andacht und Liebe, als dem Mittel zwischen Gott und dem Menschen, hingewandt.

Es ist jedoch bekannt genug, daß die göttliche Wahrheit bei dem Menschen nicht so leicht Eingang findet, sondern daß Rohheit, Leidenschaft, Vorurtheile, irrthümliche wissenschaftliche Meinungen die Seelen bald dagegen verschließen, bald zu falschen Auffassungen derselben verleiten. Obgleich die Anlage, alle Wahrheiten zu fassen, ja sie selbst zu finden, in dem Wesen des Menschen liegt, giebt es doch eine gewisse Ordnung, in welcher sie geweckt werden können, welche übrigens je nach dem Leben und der Kraft der Anlagen ihre Abweichungen hat. Jedenfalls lernen wir die Wahrheit desto vollkommener kennen, je mehr wir sie in den verschiedenen Richtungen betrachten. Wir versuchen hier die göttlichen Lebensvorschriften und unser Verhältniß zu Gott durch die Betrachtung der Weltgesetze zu lernen.

Das geistige Leben.

Einige allgemeine Bemerkungen.

Nachdem wir nun in allgemeinen Grundzügen den Zusammenhang gezeigt haben, in welchem das geistige Leben mit der Natur steht, wollen wir sämmtliche Gesetze für dieses geistige Leben uns darzustellen suchen. Wir wollen bei diesem Vorhaben nicht Alles von irgend einem einzelnen Grundsatz abzuleiten versuchen, sondern unser inneres Auge im Dasein umherwandern lassen und zu unserm Ueberblick die Ausgangspunkte wählen, von welchen am meisten Licht auf den Gegenstand geworfen wird. Es wird sich dann zeigen, daß die Wahrheiten, zu welchen wir auf den verschiedenen Wegen geleitet werden, in der vollkommensten Uebereinstimmung stehen, was unsern Willen, ein wahres Vernunftleben zu führen, auf das kräftigste stärken muß.

Es wird sich durchaus zeigen, daß die Vernunft uns auf Gedanken und Handlungen hinweist, welche zwischen zwei Aeußersten liegen. Die Vernunft enthält eine Versöhnung aller Gegensätze; alle Vernunftgesetze führen zum Gleichgewicht. Dieß, was schon in dem Vorhergehenden liegt, wird in dem Folgenden durchaus seine Rechtfertigung finden; nichts desto weniger halte ich es doch für ersprießlich, hier einem Vorurtheil entgegenzutreten, das zwar nicht allgemeinen Eingang gefunden, sich aber doch bei vielen aufstrebenden Geistern festgesetzt hat, ich meine eine gewisse Verachtung der Mittelstraße. Es ist nicht schwierig zu sehen, wie dieses Vorurtheil sich zu feurigen Köpfen Bahn gebrochen hat; denn zwar ist die Lehre, daß der Weise die Mittelstraße sucht, zuerst von den weisesten Männern ausgegangen und hat bei Gleichgesinnten Beifall gefunden, aber sie ist auch eine Lieblingslehre der Mittelmäßigkeit geworden.

Nun hat man nicht genug darauf geachtet, daß der Satz bei den wahren Denkern und den gedankenlosen Nachschwätzern ganz verschiedene Bedeutung hat. Bei dem Einen bedeutet er: „suche das Vernünftige, und du wirst dann finden, daß auf beiden Seiten desselben Ausweichungen liegen", bei dem Andern bedeutet er nur: „suche den Mittelweg, und du wirst das Vernünftige finden". Der Eine wird von der Wahrheit lernen, vor welchen Irrthümern er sich in Acht nehmen soll; der Andere wird von dem Irrthum die Wahrheit lernen, die er suchen soll. Aber dieß ist noch nicht der ganze Unterschied. Jener wird die Kenntniß des Irrthums durch die Einsicht in das Vernünftige finden. Dieser sucht nicht eine Einsicht in das Vernünftige, sondern bloß eine Kenntniß, wenn ich so sagen darf, eine Nachricht davon, was er dadurch finden will, daß er den Mittelweg zwischen den Aeußersten sucht, welche er als Irrthümer bloß deßwegen betrachtet, weil es Aeußerste sind, nicht weil er das Irrthümliche darin einsieht. Ungeachtet dieß Verfahren, selbst im besten Falle, nur auf einem Umweg zur Wahrheit führen kann, läßt es sich doch nicht leugnen, daß es, mit großer Einsicht gebraucht, dahin führen kann; aber es ist schwierig, und wird meistens auf eine sehr kurzsichtige Weise gebraucht, indem man übersieht, was die entsprechenden und die wahren Gegensätze sind. Wenn z. B. ein Streit über die Frage geführt würde, ob eine gegebene Insel ihre größte Ausdehnung von Osten nach Westen oder von Norden nach Süden habe, würde es ein sehr unsicheres Mittel sein anzunehmen, daß beide Ausdehnungen gleich sein müßten. Sehr lächerlich trifft es sich oft, daß solche Mittelwegsfreunde sich zwischen Den, der eine Wahrheit aufstellt und seinen Gegner in die Mitte stellen, um einen Mittelweg vorzuschlagen. Fichte sagte einmal, daß es Leute gebe, welche bei einem Streit, ob zwei mal zwei vier oder fünf sei, den Mittelweg vorschlügen anzunehmen: daß die Größe 4½ betrage. Es versteht sich, daß die einsichtslosen Anpreisungen des Mittelweges selten so offenbar einfältig

sind; aber von Denen, deren Einfalt mehr versteckt ist, hat es zu gewissen Zeiten genug gegeben, um die ganze Mittelwegslehre bei einer ganzen Klasse von Menschen, welche nicht selbst untersuchen, lächerlich zu machen. Deßwegen haben Viele, welche sich einbildeten, der Mittelweg führe zur Mittelmäßigkeit, gestrebt, sich durch Befolgung der ausschweifendsten Gedankenrichtungen als originale oder doch als starke Seelen zu zeigen; aber jede zu ihrer Zeit bewunderte Uebertreibung vernichtet sich durch ihre eigenen Wirkungen.

Aber führt unsere Vernunftordnung uns hier nicht allzuweit? Schließt sie nicht das Menschenleben in so enge Grenzen ein, daß alle ungewöhnlichen Bestrebungen gehemmt werden? Dieß könnte auf den ersten Blick so scheinen, aber es wird in der Darstellung unserer ganzen Lehre sich zeigen, daß die Vernunft selbst den großen und ungewöhnlichen Kräften ihren zugleich freien und gesetzlichen weiten Spielraum anweist.

Nach dem, was im Vorhergehenden von der rechten Weise den Mittelweg zu suchen gesagt ist, könnte man in Versuchung sein, zu glauben, daß die Vorschrift, den Mittelweg zu suchen, nie ohne große Einsicht angewandt werden könne; aber es liegt in des Menschen Natur, daß er oft mit einem gewissen Wahrheitsgefühl einen recht guten Gebrauch von Lehren macht, deren Grund und Bedeutung er nicht völlig einsieht, und deßhalb kann die Vorschrift sehr häufig zu einer guten Anleitung oder Warnung dienen, ja selbst bei den tiefern Untersuchungen solchen Dienst leisten.

Das Streben, sich selbst glücklich zu machen.

Der jedem selbstbewußten Wesen tiefeingepflanzte Trieb, sich selbst glücklich zu machen, artet bekanntlich allzu oft dahin aus, diesem Ziele auf eine Weise nachzustreben, welche vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht bestehen kann. Dieß

muß nothwendig geschehen, wenn man bei dem Glücke nur das endliche Dasein im Auge hat. Die Männer, welche entweder durch bürgerlichen und kirchlichen Beruf, oder durch Schriftstellerwirksamkeit Leiter des Volkes sein sollten, sagen zwar zu ihren Mitmenschen, daß man einem unendlich höhern Glücke nachzutrachten habe, und die Meisten bejahen dieß; aber sie lassen sich nicht von den großen hierin liegenden Wahrheiten durchdringen. Außerordentlich groß ist die Zahl der Menschen, welche diese Wahrheiten als Nachrichten aus fernen Welttheilen, die sie nicht recht angehen, hören und auffassen, denn sie werden von den sinnlichen Lebensbewegungen so umbraust, daß sie für Stimmen aus der Ewigkeit kein Ohr haben. Es giebt Beispiele genug von großer Bedachtsamkeit hinsichtlich weltlicher Dinge, gepaart mit einer entschiedenen Geringschätzung aller Bestrebungen, welche sich hoch über diese erheben. Auf der andern Seite haben auch Viele sich einer so einseitigen Betrachtung des Ewigen hingegeben, daß sie den Zusammenhang des Endlichen mit demselben dadurch aus den Augen verloren haben. Laßt uns die Sache im Lichte der Wahrheit betrachten.

Wir wollen uns hier die große und natürliche Lebensforderung vor Augen stellen, daß der Mensch sich bestrebe, das größtmögliche Glück zu erreichen, das heißt, er strebt nach dem höchsten Gut, wenn es irgend eine solche Einheit aller Güter giebt, oder nach der größten Summe sämmtlicher Güter. Aber um dieses Vorhaben auszuführen, muß der Mensch nicht bloß wissen, was für ihn ein Gut ist, sondern auch welchen Werth ein jedes von diesen Gütern hat, das eine im Verhältniß zum andern; hiedurch sieht er sich gleich beim ersten Nachdenken aufgefordert, sich eine Einsicht in das Wesen des Daseins zu erwerben. Will Jemand einwenden, daß es dessen für ihn nicht bedürfe, ein natürliches Gefühl sage ihm das, so antworten wir, daß das natürliche Gefühl uns unleugbar zur Anleitung dienen könne, aber daß es ohne Hilfe des Denkens uns

nicht allein irreführen könne, sondern sogar müsse. „Aber sehen wir denn nicht das natürliche Gefühl der Menschen oft, ja unendlich oft so leiten, daß Männer von den höchsten Einsichten finden, daß Der, welcher diesem natürlichen Wegweiser gefolgt ist, sein Leben in bessere Uebereinstimmung mit den Vorschriften der höchsten Weisheit gebracht hat, als viele selbstdenkende und gelehrte Männer?" Dieß ist eine große Wahrheit, wenn sie nur richtig verstanden wird. „Und wie muß sie denn verstanden werden?" Das natürliche Gefühl, welches den Menschen so oft den rechten Weg führt, ist hinsichtlich seiner Stützpunkte und seiner Anwendung sehr verschieden von dem Gefühl, das Den leiten muß, der durch selbstständiges Denken untersuchen will, was ein Gut ist. „Worin besteht die Verschiedenheit?" Menschen, welche sich nicht zu einer selbstständigen Untersuchung des wahren Guten erheben, können sich auf die weitverbreiteten Meinungen stützen, welche wir den großen Führern des Menschengeschlechts schuldig sind, und — wenn er nicht selbst mit verkehrtem Willen allen den höheren Lebenskräften widersteht, welche ihn, selbst ohne ihm bewußt zu werden, durchdringen — wird er sich diese aneignen. „Aber hat der Mensch nicht alles hiezu Nöthige im Christenthum?" Dieß soll keineswegs geleugnet werden; aber hier, wo wir den Weg der Natur gehen sollen, dürfen wir uns nicht darauf berufen. „Wozu nützt denn jene ganze Untersuchung, wenn das Christenthum das Nöthige enthält?" So haben wohl Manche gefragt, in demselben Geist, wie Omar, der alle Bücher außer dem Alkoran verbrannt haben wollte; aber so kann kein wirklich Nachdenkender fragen, der weit ausgedehnten Erfahrung gegenüber, daß die Denkbewegung, welche keine Macht zu vernichten vermag, zahllose Zweifel geweckt, und schon von den frühesten Zeiten des Christenthums das christliche Gemeinwesen mit den mannigfaltigsten menschlichen Meinungen über dessen Auslegung erfüllt hat. „Deßhalb soll der Mensch um Erleuchtung des göttlichen Geistes bitten." Sehr wohl, aber vergiß nicht, daß wir hier von dem

ganzen Menschengeschlechte sprechen, worin die Heiden — auch des Alterthums — und Juden und Muhamedaner auch inbegriffen sind. Selbst unter diesen haben Unzählige ihren Geist zu der mehr oder minder unbekannten Gottheit erhoben; und die geistigen Kräfte, von denen sie geleitet sind, die bessern Lebensvorschriften zu ergreifen, welche sich ihnen in ihrem Zeitalter und in ihrem Kreis darboten, waren selbst eine göttliche Wirkung.

Von aller dieser mehr abhängigen, obgleich unendlich wichtigen Hilfe zur Auffindung dessen, was das Gute ist, reden wir hier nicht. Wir wollen zu Denen sprechen, welche es drängt, die Frage von Grund aus zu untersuchen, und welche so wenigen Glauben wie möglich an die durch fremde Mittheilungen ihnen aufgestellten Meinungen mitbringen.

Die Gesetze für die Lebensführung *).

Vorläufige Uebersicht.

Wir können die Gesetze für die Lebensführung mit Hinsicht auf Gott, mit Hinsicht auf das ganze Menschengeschlecht,

---

*) Bemerkung Oersted's, die sich in seinem nachgelassenen Manuscripte vorfand. — „Dieser Abschnitt muß umgearbeitet werden. Man muß damit anfangen, daß eine hinreichend zusammenhängende und umfassende Darstellung der Vorschriften für die Lebensführung seinen Ausgangspunkt in Gott haben muß, aber daß wir zuerst von den für unser Erkenntnißvermögen näher zugänglichen Wahrheiten anfangen müssen, welche alle auf Gott hinweisen. Erst nachdem wir die Wahrheiten durchschaut haben, von den verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, bilden wir deren vollendeten Ueberblick dadurch, daß wir von der Einheit im Göttlichen (siehe S. 55) ausgehen. Vielleicht wäre es doch möglich, der Sache überzeugende Anschaulichkeit genug zu geben, wenn man von Gott anfinge. Dieß muß weiter überlegt werden."

mit Hinsicht auf das Vernunftbewußtsein des einheitlichen Menschen, mit Hinsicht auf seinen Wunsch betrachten, seine Lebensbenutzung so einzurichten, daß er dadurch das größtmögliche Glück erlangt. Es ist allerdings denkbar, daß man eine von diesen Betrachtungen so zum Grunde legen könnte, daß alles Das, was von den anderen gelehrt werden sollte, sich daraus ableiten ließe; aber dies führt zu einer einseitigen Auffassung, worin man nicht jede Wahrheit in der rechten Beleuchtung sieht: wir wollen im Lauf unserer Erwägungen allmälig von dem einen Anfangspunkt nach dem andern ausgehen, und uns dann freuen und uns gestärkt fühlen, wenn wir die Uebereinstimmung sehen, womit die auf verschiedenen Wegen gefundenen Wahrheiten einander begegnen. Diese verschiedenen Betrachtungen werden wir uns nicht in der Ordnung vor Augen stellen, zu welchen ihre Wichtigkeit oder ihr Umfang aufzufordern scheint, sondern in der Ordnung, worin man am leichtesten annehmen kann, daß sie bei den meisten Menschen eine starke Ueberzeugung hervorbringen, und die Geister für die übrigen Wahrheiten vorbereiten.

Die Tugend, der thätige Wille ein Vernunftleben zu führen.

Wir haben schon durch einen zusammenfassenden Blick auf das ganze Dasein uns die Wahrheit klar vor Augen gestellt, daß der Mensch ein auf wesentliche Weise eingeordnetes Glied in das ganze Weltall ist, und dessen Gesetzen unterworfen, doch mit dem großen und für seine ganzes Sein entschiedenem Unterschied von allen anderen irdischen Dingen, daß er innerhalb gewisser Grenzen mit Freiheit wirken kann. Viele haben durch einseitiges Denken sich hinreißen lassen, den rechten Gesichtspunkt für diese Wahrheit zu verlieren; Einige haben die Aufmerksamkeit besonders auf die Abhängigkeit der Menschen von der Natur hingewandt, und mit dem Gedanken auf der unleugbaren Wahrheit gehaftet, daß der Mensch ein Werk

der Natur ist, ihm alle Freiheit abgeleugnet; Andere haben allzu ausschließend den Gedanken auf die Freiheit des Vernunftwesens geheftet, und dadurch seinen Zusammenhang mit der Natur in einen sie selbst betrügenden Schatten gestellt. Wollen wir eine klare Vorstellung von dem Menschenleben haben, so müssen wir uns erinnern, sowohl, daß wir Freiheit haben, als daß wir ein in dieses Ganze nothwendig eingeordnetes Glied sind. Der scheinbare Widerspruch zwischen diesen beiden Wahrheiten hebt sich durch die Vereinigung beider in der umfassernden Wahrheit, daß der Mensch Mitglied eines Vernunftreiches ist. — Denn wir haben gesehen, daß das ganze Dasein ein solches ist. Dieß wurde in dem Vorhergehenden zwar schon öfter gesagt; aber hier muß es recht insbesondere als ein leitender Gedanke in den Untersuchungen, welche wir beabsichtigen, hervorgehoben werden. Im ganzen Thierreiche giebt es, obgleich auf sehr verschiedenen Entwickelungsstufen, ein Bewußtsein des Daseins, das Thier freut sich desselben, soweit es den Natureinrichtungen zufolge ihm vergönnt ist, das Dasein zu genießen, aber fühlt Schmerz bei allem Dem, wodurch dieses Dasein gestört oder vernichtet wird. Der Mensch nimmt Theil hieran mit den Thieren; aber er fühlt zugleich eine Freude in seinem selbstbewußten Naturdasein, und diese Freude wird in demselben Maaß größer und dauerhafter, je höher die Stufe ist, auf welche sich die Vernunftentwickelung erhebt. Diese beiden Arten von Freude, des Thierdaseins und des Vernunftdaseins, stehen nicht in unmittelbarer Uebereinstimmung, zwischen ihren entgegengesetzten Anreizungen schwebt der Mensch unaufhörlich; aber nicht diese Anreizungen sind es, welche seine Wahl bestimmen sollen — obgleich sie ihn zu einer guten Wahl führen würden, wenn seine Einsicht unendlich vollkommen wäre — er hat einem höhern Rufe zu gehorchen, indem er sich als selbstbewußtes Mitglied einer Vernunftwelt fühlt. Je reiner sich die Weltanschauung bei ihm entwickelt, daß er ein mit Freiheit begabtes Mitglied einer Vernunftwelt ist, desto leben-

diger wird auch bei ihm der Wille ein Vernunftleben zu führen, folglich sich mit Freiheit in dieses Vernuftdasein einzuordnen. Hierdurch wird er bewogen, die thierischen Antriebe den Gesetzen, welche seine Vernunft gültig findet, unterzuordnen, und überall danach zu streben, ein Vernunftleben zu führen und zur Entwickelung und Befestigung des Vernunftreiches mitzuwirken. Dieß ist die tugendhafte Denkweise, welche sich doch selten zur vollsten Klarheit entwickelt. Bei Vielen bleibt sie bei einem nur wenig entwickelten Gefühl stehen: bei Andern führt ein einseitiges Denken den Menschen dahin, gewisse Verstandesvorschriften, welche aus der tugendhaften Denkweise entspringen, über viele andere zu setzen, welche er übersehen hat, unter Anderem wieder oft verführt, die Augen vor den Vernunftforderungen zu schließen, welche auf die richtige Auffassung unserer thierischen Natur in unserem Vernunftdasein Bezug haben.

Indem wir hier von des Menschen höherer Natur und dem daraus entspringenden Bestreben ein Vernunftleben zu führen, ausgehen, wenden wir zuerst unsere Aufmerksamkeit auf dieses Streben als auf die tugendhafte Denkweise, und bezeichnen die verschiedenen Richtungen dieses Strebens als T u g e n d e n. Die Handlungen, zu welchen die Tugend oder die Tugenden auffordern, nennen wir P f l i c h t e n. Tugend und Pflicht sind eine und dieselbe Vernunftforderung; jene ist, wenn ich so sagen darf, des Wesens Forderung mit Hinsicht auf dieses selbst, diese ist die Forderung des äußern Daseins, eben diese Forderung ins Werk zu setzen. Die Pflichtforderungen stellen für sich genommen ein allzu ausschließendes Gepräge eines bloß äußern Gesetzes dar, über dessen Anwendung man leicht in Unsicherheit gerathen kann; wird aber die Pflicht mit ihrer rechten Quelle, der Tugend, in Zusammenhang gehalten, so steht der Gesetzgeber als rechter Dolmetscher dem Gesetze zur Seite und sichert die rechte Ausübung.

Es ist leicht zu sehen, und wird im Folgenden sich ge-

nauer zeigen, daß alle Tugenden in dem innigsten Zusammenhange stehen, so daß die eine die andere bedingt.

Die Nichtigkeit des bloß thierischen Daseins.

Die hier dargestellte Lehre wird bei dem Menschen zufolge der Grundlage seiner Natur leicht Eingang finden; sollte aber Jemand mit Verleugnung aller höhern Gefühle meinen, das geistige Gute, dem sie uns nachzustreben auffordert, müsse den weit stärkern sinnlichen Lüsten nachstehen, so würden wir ihn bitten zu bedenken, wie geringe und vergänglich das bloß thierische Dasein sei, und sich von der Unvergänglichkeit der Vernunftwelt recht zu überzeugen. Wir würden zu ihm sagen: „Dein Körper ist geringer im Vergleich mit der Erdkugel als ein Sandkorn mit einem Berge, aber die Erdkugel wieder unendlich klein im Vergleich mit unserer Sonnenwelt, diese wieder mit dem von Sonnen gebildeten System, dem sie zunächst zugehört, und so weiter über alle Grenzen hinaus. Aber die Länge der Zeit, welche Deine thierischen Freuden einnehmen, ist wieder eine verschwindende Größe. Nimm an, daß Dein Alter ein ganzes Jahrhundert erreichte, und daß Du während aller der Zeit Deine thierischen Freuden genießen könntest, was Dir doch die Naturgesetze versagen, so ist dieses für Deine Alltagsvorstellung so lange Leben ja schon sehr kurz im Vergleich mit der Zeit, wovon die Geschichte des Menschengeschlechts Nachricht giebt, und was ist doch diese gegen der Erdkugel Daseinszeit, und diese wieder gegen die unermeßlichen Zeiten, worauf unsere, auf die Naturgesetze gegründeten Berechnungen uns hinweisen. Du leugnest es nicht; aber Du möchtest es gern vergessen, und Dich dem Schrecken entziehen, den Dir das Bild der Wahrheit einflößt, aber es giebt keine Rettung von diesem Schrecken, außer die, welche durch noch nähere Betrachtung der Wahrheit gewonnen wird. Verschwand Dein Dasein zu einem Nichts vor der sinn-

lichen Betrachtung, so gewinnt es eine neue Größe statt der verlornen, wenn Du im Geist nicht bloß über die Grenzen der Erdkugel, nicht bloß über die Grenzen der Sonnenwelt, sondern über alle bestimmbaren Grenzen hinauswandern lernst, und der Vernunftwille, den Du in allem diesem entdeckst, ist das Unvergängliche darin. Halte feste daran und Dein Dasein gewinnt eine Größe und eine Festigkeit, die ihm einen unvergänglichen Werth giebt!"

Der Mensch bedarf bloß seines Verstandes, um dieß einsehen; er sei so ungläubig, wie er wolle, er nöthigt ihm diese Einsicht auf.

Es giebt unleugbar Viele, welche so tief in den Rausch der Sinnlichkeit versunken sind, daß die Freuden des Vernunftlebens ihnen nur Schatten gegen deren Lust und Schmerz scheinen; um sie zu wecken ist die Darstellung von Vernunftgründen unzureichend; nur durch des Daseins große Kräfte werden sie zu rechter Zeit und Stelle geweckt werden, aber alle Die, welche sich in dem unsicheren Zustande befinden, in welchem man zwischen der niederdrückenden Kraft der Sinnlichkeit und der erhebenden des Geistes schwebt, wollen wir daran erinnern, daß es nur die Menschen, nicht die bloßen Thiere sind, welche in der Verunftwelt Freude fühlen können.

Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Seraph steht vor Gott.

Jede Wahrheit muß nicht bloß an und für sich selbst betrachtet werden, sondern auch mit Hinsicht auf die Irrthümer, welche zu beiden Seiten des gesunden Gleichgewichts der Vernunft liegen. Auf der einen Seite der Ueberzeugung von der Richtigkeit des endlichen Daseins liegt die schlaffe Hingebung an die Sinnlichkeit, auf der entgegengesetzten die Verkennung der Wahrheit, daß im Endlichen eine Offenbarung des Ewigen liegt. Viele der Religion ergebene Menschen, unter Christen sowohl wie unter Heiden, sind bei der Betrachtung der Geringfügigkeit des Endlichen in den Irrthum verfallen, daß man sich

von der Gemeinschaft mit der Welt zurückziehen, also in ihr und für sie zu wirken aufhören müsse. Sie haben dabei nicht bedacht, daß sie in diese Sinnenwelt als Glied hingesetzt sind, und daß diese selbst ihren Vernunftinhalt hat, welcher nur übersehen wird, wenn man ihn nicht als einen Theil des unaufhörlichen Werkes der schaffenden Vernunft betrachtet. Sie haben zu ausschließlich ihre Aufmerksamkeit auf die unzähligen Menschen gerichtet, welche, mit dem Gedanken von dem Ewigen abgewandt, sich bloß dem thierischen Genuß hingeben, ja sogar den Verstand im Dienste dieses Genusses gebrauchen. Seht! Dieser Menschen ganzes Leben und Wirken ist das, was in der Sprache der Religion die Welt genannt wird, und ist offenbar Gott feindlich entgegen. Diese Welt ist es, welche wir verachten sollen, dabei aber nicht vergessen, daß diese so vieler verblendeter Menschen vermeinte Welt, als solche ihr Dasein nur in deren falschen Weltauffassung hat; mit dem Auge der Vernunft betrachtet zeigt ja das endliche Dasein uns durchaus das Gepräge der göttlichen Vernunft. Jene abgefallene Welt zu Gott zurückzuführen ist der große Beruf der Lehrer des Menschengeschlechts.

Es ist wohl werth sich zu erinnern, wie der hier berührte Irrthum so Viele zu der mißverstandenen Heiligkeit verleitet hat, wovon das Einsiedlerwesen die nächste Frucht ist, aber welche oft zu den wahnwitzigsten Selbstpeinigungen ausartete. Diese wurden zu gewissen Zeiten unter den Christen oft zu einer äußersten Höhe getrieben, aber haben noch weit mehr bei den Indern geherrscht. Wir wollen keineswegs leugnen, daß sich bei Vielen, welche sich zu der falschen Weltverachtung hinreißen ließen, ein hoher Grad von wirklicher Gottesfurcht fand, und daß sie, sofern sie das spitzfindige Denken über diese Seite des Daseins nicht zu einem sehr hohen Grad von Uebertreibung fortführten, sondern noch mit Lehre und Beispiel für die Welt zu wirken fortfuhren, als Heilige geehrt zu werden verdienten; aber was wir von Einzelnen unter ihnen lesen, nöthigt uns in unsere Bewunderung Mitleiden zu mischen. Was die Menschen

betrifft, welche diese eingebildete Heiligkeit bis zum Aeußersten trieben, ist es nur wenig wahrscheinlich, daß ihre Denk- und Handlungsweise aus einem tiefen Gefühl der Herrlichkeit des Göttlichen entsprang, sondern daß sie sich vielmehr durch den bei den Menschen nicht seltenen Hang verführen ließen, Gedanken und Einbildungskraft eine von dem Ganzen losgerissene Vorstellung bis zur äußersten Grenze verfolgen zu lassen, ohne die Augen den Warnungen zu öffnen, welche das übrige Dasein ihnen von allen Seiten zusendet.

Die Gesetze für die Lebensführung mit Hinsicht auf das Menschengeschlecht und die Menschengemeinwesen.

Der Musterzustand, nach welchem der Mensch streben soll, ist der, daß alle Menschen eine vernunftgeordnete Genossenschaft ausmachen sollen. Daß wir sehr weit von einem solchen Zustande entfernt sind, und daß er nie zur vollen Wirklichkeit gebracht werden wird, kann keinen Zweifel daran erregen, das er doch das Ziel ist, dem wir uns mehr und mehr annähern sollen. Die mannigfaltigen hierunter befaßten Gemeinwesen, Völkerschaften oder Staaten können hier als Einheitlichkeiten betrachtet werden, deren Stelle und Mitwirkung zu dem Ganzen jeder von ihnen durch ihre Eigenthümlichkeit und durch die Naturlage des Landes angewiesen ist. Eine allgemeine Gesetzgebung muß zeigen, erstens, welche Rechte alle Völkerschaften oder Staaten gemeinsam haben, sodann, welches die Gesetze sind welche eine nach allgemeinen Grundsätzen bestimmte Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten nehmen, endlich die besonderen Bestimmungen, die sich auf Uebereinkünfte gründen. Die Völkerschaften oder Staaten, welche auf einem höheren Standpunkte stehen, haben natürlich die Aufgabe, den niedriger stehenden zu dem höhern Ziele zu verhelfen. Bisher ist dieß geschehen durch Handel und durch Anwendung der Uebermacht der höhern

Entwickelung, um die niedriger stehenden zu unterwerfen, und nur selten durch uneigennützig bildende Einwirkung, aber wir nähern uns doch bei der fortgesetzten Geistesbildung, wenn auch sehr langsam, diesem Ziel. Es würde sehr einseitig sein, hier die Mitwirkung des Eigennutzes ausschließen zu wollen — er ist eine bewegende Kraft, welche nicht vernichtet werden darf — aber er muß dadurch veredelt werden, daß er nach höheren Vorschriften geordnet wird; verstände jeder Völkerschaft Eigennutz sich vollkommen selbst, so würde er zu der Einsicht gelangen, daß das Beste Aller nur durch ein allgemeines Vernunftreich besteht; aber es ist bekannt genug, daß der näher liegende geringere Vortheil den entfernteren, wenn auch weit größeren, zu verbergen pflegt, gleichwie es geschehen kann, daß der kleine Mond durch seine Nähe, uns die millionenmal größere Sonne verdeckt.

In den besondern Menschengenossenschaften sind schon Gesetzgebungen geltend, welche einen Vernunftzustand zum Zwecke haben; die Entwickelungsweise und die Entwickelungsstufe haben grosse Verschiedenheiten; aber jede solche Gesetzgebung enthält zwar eine grosse Summe von Vernunftbestimmungen, doch zugleich mannigfaltige Reste, welche nur zu den verschwundenen Zuständen recht passen, und nur beibehalten werden, weil sie in gewissen Hinsichten mit den Verhältnissen der Jetztzeit so verwebt sind, daß eine Veränderung auf große Schwierigkeiten stößt. Es gehört zur Lebenskraft des Gemeinwesens, alles Das auszuscheiden, was nicht zu dessen gegenwärtiger Lebenskraft paßt, und es durch neue Gesetze und Einrichtungen, welche dazu passen, zu ersetzen. Ueber diese augenfällige Wahrheit ist man einig genug, aber desto weniger Einigkeit findet man in der Anwendung derselben. In den meisten vorkommenden Fällen giebt es Viele, welche sich dem Neuen wiedersetzen, bald weil die Veränderung mit ihrem entweder wirklichen oder eingebildeten Vortheil streitet, bald weil sie mehr die Verluste, die Verwickelungen, die Gefahren, welche mit den Veränderungen verbunden sind, als

die sehen, welche erfolgen würden, wenn man das Alte bestehen ließe. Dieser Widerstand gewinnt natürlich eine große Macht, wenn die zu den Verbesserungen gemachten Vorschläge nicht wohl erdacht sind.

Auf der entgegengesetzten Seite stehen Die, welche die Verbesserungen nach bloß allgemeinen Vernunftgesetzen eingeführt wissen wollen, ohne auf den Daseinskreis gehörige Rücksicht zu nehmen, in welchem sie angewandt werden sollen. Zwar haben sie Recht, wenn sie sagen, daß die allgemeinen Gesetze überall gelten müssen, was sich von selbst versteht; aber die Weise, wie das Besondere in einem gegebenen Zustand sich mit dem Allgemeinen vereinigen soll, muß in jedem vorkommenden Falle so bestimmt werden, daß das Neue dazu gelangt, ein Vernunftganzes auszumachen. Die mißglückten Versuche zu Verbesserungen gehören, gleichwie die Bestrebungen, das Alte zu bewahren, unter die Daseinsgesetze, deren Anhänger, Erhaltungsmänner und Fortschrittsmännner, Gegensätze sind, welche durch die Einsicht in die wahren Entwickelungsgesetze versöhnt werden müssen. Man könnte Diejenigen, welche mit einigem Glück streben sich innerhalb dieser Gleichgewichtsgrenzen der Vernunft zu halten, Entwickelungsmänner nennen. Es war in dieser vorläufigen Andeutung der Untersuchungen, welche vorgelegt werden sollten, nicht möglich etwas Bestimmteres zu sagen als daß wir die Gemeinwesensverhältnisse nach den allgemeinen Daseinsgesetzen behandeln werden, was erst durch die Weise, in welcher es geschieht, einige Bedeutung erhalten kann.

Der göttliche Ursprung der Vorschriften der Lebensführung.

Da wir die lebende Vernunft, woraus Alles seinen Ursprung hat, Gott nennen, so könnte es scheinen, daß man nur von der Kenntniß desselben und von dem Glauben an ihn alles Wissen und alle Lebensvorschriften beginnen müßte, aber

es liegt in dem Wesen unserer Endlichkeit, daß wir keineswegs ausschließlich diesen Weg gehen können. Daß unser Wissen, obgleich es seinen ewigen Grund in Gott hat, doch in seinem Entwickelungsgange nicht von ihm seinen Ausgangspunkt hat nehmen können, sondern im Gegentheil von dem ganzen Dasein seine Richtung nach ihm hat nehmen müssen, wird schwerlich von Jemand geleugnet. Wenn nun Jemand behaupten wollte, daß die Lebensvorschriften uns auf einem andern Wege zukommen und auf eine mehr unmittelbare Weise von Gott durch sein von seinen auserwählten Sendboten ausgesprochenes Wort ausgehen mußten, so bringt es hier unsere Absicht nicht mit sich, in eine Prüfung aller der Wahrheiten einzugehen, welche hiemit in Zusammenhang stehen, und welche dazu gehören, diese Behauptung in ihrer rechten Bedeutung aufzufassen; aber das, was wir behaupten müssen, ist nur dieß, daß der Mensch durch die Betrachtung der Daseinsgesetze auch zu den Lebensvorschriften geführt wird. Wie dieß geschieht, und daß es in der Wirklichkeit geschehen ist, hat das Vorhergehende schon in einigen Beispielen gezeigt. Im Folgenden soll dieß in größerem Umfang und Zusammenhang geschehen.

Aber jeder Weg zur Wahrheit für sich allein genommen, würde zu einer einseitigen, also in gewissen Hinsichten falschen Auffassung derselben führen. Dieß muß vielleicht hier mehr als irgendwo anders hervorgehoben werden. Die Kenntniß von den Lebensvorschriften, unser Streben sie ins Werk zu setzen, die Ueberzeugung, daß wir dadurch, daß wir sie uns aneignen, in das wahre Sein versetzt werden, führt zu Gott, zu einem tiefen Gefühl unserer Abhängigkeit von ihm, zur Hingebung in seinen allvollkommenen Willen, zur Freude, zur Liebe zu Gott, kurz zur G ö t t l i c h k e i t. Ungeachtet es eigentlich richtiger sein würde, die Erklärung der Bedeutung, worin das Wort Liebe hier genommen wird, bis zum Folgenden aufzusparen, will ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, hier mittheilen, was ich einmal als aufmunternde und aufklärende Rede für mich selbst

und für Jeden, der mir folgen will, hierüber niedergeschrieben habe. „Mache Deine Vorstellung von Gott so lebendig wie möglich! Je mehr dieß geschieht, desto mehr wirst Du eine Freude in Gott fühlen. Deine Seele wird an Gott, als an der Quelle alles Guten hängen. Du wirst Dir selbst sagen können: ich liebe Gott, so weit Du den Namen irdischer Gefühle einem so hohen Geisteszustand geben darfst. Wenn Du Gott so liebst, wirst Du Dein inneres Leben gehoben und beseligt fühlen; dürftest Du dieses Gefühl mit irdischen Worten ausdrücken, so würdest Du sagen: Gott liebt mich. Vergiß jedoch nicht, daß die Worte lieben, Liebe haben hier etwas ganz Anderes bedeuten als in den irdischen Verhältnissen; nur das Allerreinste und Geistigste in unserer Liebe zu endlichen Wesen, z. B. unsere Liebe zu einem Lehrer der Menschheit, der uns veredelt hat, ohne daß wir ihn jemals gesehen haben, hat einige, wenn auch nur schwache Aehnlichkeit damit. Je mehr Du strebst Deine Liebe zu Gott mit sinnlicheren Bildern oder gar mit Gleichnissen, die von der Zuneigung zu Menschen hergenommen sind, auszuschmücken, desto mehr ziehst Du sie von ihrer himmlischen Höhe nieder. Die Klasse von Christen, welche sich Christus am meisten als Bräutigam ausmalten, zeigten am häufigsten zugleich eine große Lust, ihre Einbildungskraft bei Christi Leiden und namentlich bei seinem vergossenen Blute weilen zu lassen. Alle diese Ausmalungen sind mit der niedrigsten Sinnlichkeit verwandt und führen die Gedanken auf gefährliche Abwege."

Es braucht hier wohl nicht gesagt zu werden, daß die hier berührten sinnlichen Gleichnisse bisweilen ohne Hinsicht auf die grobe Sinnlichkeit, womit sie nur zu häufig verknüpft worden sind, gebraucht wurden; aber die Warnung vor dem Mißbrauch wird deßhalb nicht minder gültig.

„Der Freiheitsgeist ist eine Vereinigung des Selbstständigkeitsgeistes und des Thätigkeitsgeistes; doch ist dieß nicht so gemeint, daß er wirklich aus beiden zusammengesetzt sein sollte, sondern daß er beide in sich begreift, welche nur der Betrachtung wegen getrennt sind. Der gesunde Freiheitsgeist ist sich seines inneren Zusammenhanges mit der Vernunftgesetzgebung bewußt, er richtet sich ohne Zwang danach. Die Gegensätze, zwischen welchen er liegt, sind Zügellosigkeit und Sklavensinn.*)

Selbstständigkeit.

Der Mensch hat den Grundgesetzen des Daseins zufolge ein stärkeres Gefühl von seinem eigenen Sein als von dem irgend eines Andern, ein Streben diesen Trieben seiner Natur zu folgen, also sich jedem Hinderniß derselben zu entziehen; dieses Streben hat der Mensch im Allgemeinen mit den Thieren gemein, bei welchen es sich in so vielen verschiedenen Entwickelungsgraden zeigt; aber diese Daseinskraft ist wesentlich verschieden von der Selbstständigkeit des Vernunftwesens, obwohl sie derselben zur Grundlage und Stütze dienen kann. Die Tugend der Selbstständigkeit besteht darin, daß der Mensch sein Vernunftwesen als solches, die ihm innewohnende Vernunftwürde behauptet. Aber diese Tugend wird oft mißverstanden. Die Menschen streben oft ihre unvernünftigen Neigungen geltend zu machen, als ob sie zu ihrem eigentlichen Selbst nothwendig gehörten. Das Bestreben eine vernunftwidrige Meinung geltend zu machen ist Eigensinn; aber der umgekehrte Fehler — seinen vernünftigen Willen nicht zu behaupten — ist Unselbstständigkeit.

Um seine Selbstständigkeit zu behaupten muß der Mensch

*) Bemerkung Oersted's, die sich in seinem nachgelassenen Manuscript vorfand: „Dieses muß umgearbeitet werden."

seine Kräfte ausbilden, er muß also nach Kenntnissen streben und sich Fertigkeit in deren Anwendung erwerben, kurz: er muß nach Wissenschaft streben, aber er muß gleichfalls seine körperlichen Kräfte entwickeln, nicht bloß um sich vertheidigen, sondern auch um seine Vorsätze ausführen zu können und nicht ohne Noth Anderer Hülfe zu bedürfen.

Bei der Entwickelung seiner Kräfte muß er unter Anderem auch seinen Muth entwickeln, der zwar, wie so viele andere unserer Eigenschaften, in seinem Grunde eine thierische Eigenschaft ist, aber durch die Vernunft geordnet, sich zur Tapferkeit ausbildet, und nicht zur Dummdreistigkeit ausartet, oder zur Feigheit herabsinkt.

Da kein Mensch zu allem Möglichen Anlage hat, muß er sich einen mit seinen Kräften übereinstimmenden Wirkungskreis wählen, und so weit diese eine Wahl zulassen, unter mehreren Wirkungskreisen den, in welchem er sieht, daß die Thätigkeit Anderer am wenigsten den Raum ausgefüllt hat.

Er muß sich zu seinem Wirkungkreise die ihm größtmögliche Fähigkeit erwerben.

Das Gefühl von seiner Würde giebt ihm einen edeln Stolz, den seine Vernunft jedoch in den rechten Schranken halten muß, damit er nicht zum Hochmuth ausarte, der in einer Ueberschätzung eigenen Werthes besteht, gleichwie er auch nicht aus Furcht vor Uebertreibung in feige Selbstverachtung sinken muß, wozu jedoch die Menschen sich meistens wenig versucht fühlen. Es ist eine Klugheitsvorschrift der Tugend, so wenig wie möglich an seinen eigenen Werth zu denken, sondern das Gefühl desselben nur als eine geistige Gesundheitskraft zu empfinden, die ihre Wirkung äußert, wenn böse Kräfte sie angreifen wollen.

Der edle Stolz kann vollkommen wohl mit Demuth gepaart sein, der dadurch entspringt, daß man das, was man ausrichtet, mit den Forderungen vergleicht, die an uns gemacht werden können. Es liegt in den Tiefen des edlen Stolzes,

daß er große Forderungen an sich selbst macht, und eine innere Schaam fühlt, sie nicht vollkommen zufriedenstellen zu können. Dieses Gefühl hält die Aeußerung des Stolzes zurück. Eine Ausartung ist es, wenn er zur Selbstdemüthigung übergeht. Noch öfter verleitet des Menschen Gefühl von seinem eigenen Mangel an Willenskraft um die Forderungen der Vernunft zu erfüllen, ihn Beweise aufzusuchen, daß Andere noch mehr zurückstehen und deshalb Fehler an Anderen zu suchen, sich diese weit größer vorzustellen, als sie in der Wirklichkeit sind, aber dagegen seine eigenen so viel wie möglich zu vergessen, kurz: den Splitter in seines Nächsten Auge zu sehen, aber den Balken in seinem eigenen nicht wahrzunehmen. Hiedurch entsteht ein Uebermuth, der der inneren Besserung des Menschen höchlich schadet, und ihm leicht den Unwillen Anderer zuzieht. Demuth treibt dagegen zu innerer Besserung, und macht den Menschen bei Anderen beliebt.

In Verbindung mit diesem edlen Stolz und der wahren Demuth steht die Bescheidenheit, welche sich in Acht nimmt, sich selbst Ehre beizulegen. Im Gegensatz hiezu steht auf der einen Seite die Eingebildetheit, auf der andern die Selbstverkennung. Die rechte Festigkeit besteht darin, daß man sich nicht durch unzureichende Gründe abwendig machen läßt von der Behauptung Dessen, was man als das Rechte erkannt hat; die Hartnäckigkeit hält fest an Dem, was man sich vorgenommen hat zu behaupten, selbst wenn es sich zeigt, daß die Vernunftgründe auf der andern Seite überwiegend sind. Der entgegengesetzte Fehler ist Schwachheit, und deren höchster Grad Wankelmuth. Hartnäckigkeit wird oft für Festigkeit ausgegeben, sodaß die Nachgiebigkeit, welche mit der vernünftigen Festigkeit vereinigt ist, von Vielen Schwachheit genannt wird. Die vernunftbegründete Festigkeit giebt einen Zweck auf, wenn die Summe aller vorhandenen Verhältnisse sich als solche zeigt, daß das Vernunftleben, zu welchem er gehört, dadurch mehr gehindert als befördert wird. Bei äußerem Druck giebt die

wahre Festigkeit auf diese Weise manchmal aus Vernunftgründen nach, aber sammelt desto größere Spannkraft, je mehr die Kräfte zusammengedrängt werden, bis sie im rechten Augenblick im Dienste der Vernunft zur Anwendung kommen. Die weise Festigkeit ist dann vereint mit einer gewissen Spannkraft (Elasticität). Die Hartnäckigkeit, welche so gern „eher brechen als biegen" zum Wahlspruch nimmt, muß man einer geistigen Sprödigkeit beilegen. Die Spannkraft hat dagegen stets ihre Zähigkeit.

Um die rechte Selbstständigkeit auszuüben muß man sich in Acht nehmen, dem Unbedeutenden eine Wichtigkeit beizulegen. Der, welcher nicht viel Kraft und Eifer anwendet, seine Meinung bei Kleinigkeiten zu behaupten, sammelt desto besser seine Kraft, um seine Ueberzeugung bei wichtigen Dingen geltend zu machen, wozu kommt, daß seine ernsthaft geäußerte Meinung größerer Achtung, und ebenso größerer Fügsamkeit bei Anderen begegnet, weil man ihn nicht als kleinlichen Rechthaber in Verdacht hat. Man pflegt dem Menschen nicht Selbstständigkeit abzusprechen, welcher sich von seinen Leidenschaften beherrschen läßt, indeß haben doch Denker oft und zwar mit Recht gesagt, daß Der, welcher von seiner Leidenschaft, also nicht von seiner freien Vernunft, sondern von etwas außerhalb derselben beherrscht wird, ein Sklave seiner Leidenschaft sei. Dagegen fühlt Jeder die Selbstständigkeit, und zwar als eine große Eigenschaft, wenn ein Mensch auf eine kräftige Weise sich zum Herrn seiner Leidenschaft macht, z. B. ein großer Kriegsanführer, welcher bei dem Beginn einer Schlacht bebte, aber zu sich selbst sagte: „so zittere denn, elender Körper!" und den Kugeln der Feinde entgegenritt. Man sieht leicht, daß die Ungleichheit, welche sich in den Anlagen der Menschen ungeachtet ihrer Grundgleichheit findet, es jedem einheitlichen Menschen unmöglich macht, sich alle Tugenden mit gleicher Leichtigkeit oder in gleichem Maaße anzueignen; aber Jeder muß streben, sich in das Ganze mit Hinsicht auf die Tugenden, die

er bei sich zu entwickeln vermag, einzuordnen. So muß Der, bei welchem der thierische Muth ein angebornes Uebergewicht hat, den Kriegerstand, das Seemannsleben oder irgend ein andres Geschäft wählen, worin diese Eigenschaft, durch die Vernunft ausgebildet, sich besonders geltend machen lassen kann. Ueberwiegende Vernunftanlagen fordern auf, das Leben des Wissenschafters zu wählen u. s. w. Der höchste Grad der Selbstständigkeitskraft zeigt sich im Herrschergeist, der in seinem Kreise gebieten und ordnen will. In seinem höchsten Grade bahnt er sich ungewöhnliche Wege, oder führt des Menschen Untergang mit sich; aber der Herrschergeist findet auch seine Anwendung in untergeordneten Kreisen, in obrigkeitlichen Aemtern, im Kriegsdienst, in der Schiffsführung, in der Besorgung vieler Geschäfte, in der Leitung von Schulen u. s. w. Des Herrschergeistes Ausartung zur Herrschsucht, ja zum Unterdrückungsgeiste (Tyrannei) ist bekannt genug. Der Gegensatz dieses Lasters, nämlich Sklavensinn, braucht auch bloß genannt zu werden.

Man sieht in dieser Reihe von Tugenden und Lastern, welche sehr vervollständigt werden könnte, daß stets auf jeder Seite der Tugend ein Laster liegt. In vielen Fällen halten die Menschen eine gewisse Uebertreibung einer Tugend, wodurch sie in der Wirklichkeit ein Laster wird, für eine Tugend, indem sich darin eine große Kraft zu äußern scheint, aber in solchem Falle halten sie die Kraft der Leidenschaft für die der Tugend, und Denjenigen, welcher ein Sklave der Leidenschaft ist, für einen Tugendhelden. Es ist auch leicht nach der hier gegebenen Darstellung zu sehen, wie schwierig es für einen Menschen ist, den andern nach seinen einzelnen Handlungen zu beurtheilen. Die, welche sich in der Kunst, nach einzelnen Handlungen einen Menschen zu beurtheilen, recht scharfsinnig zeigen, sind am häufigsten ganz entblößt von wahrer Urtheilskraft und zeigen großen Mangel an Sinn für das wahre Wesen der Tugend.

Thätigkeit.

Jedes lebende Wesen hat ein Streben, seine Kräfte zu gebrauchen, und jede Kraft ist ja ein Streben zu wirken. Aber bei dem freien Vernunftwesen muß der Thätigkeitstrieb sich in ein freies Streben verwandeln, das Vernunftgepräge seinem Daseinskreis aufzudrücken. Auf der einen Seite der Thätigkeitstugend liegt der unruhige Drang zu wirken, der sich dem Vernunftreiche nicht einordnet, und den man unter Anderem bei Denen sieht, welche, wie man sagt, immer schäftern, auf der andern die Unthätigkeit, die Nachläßigkeit, die Trägheit. Es zeigte sich leicht, daß die Selbstständigkeit fordert, daß der Mensch sich einen Wirkungskreis schaffen soll; wir sehen jetzt, daß dieser auch einer andern Geistesanlage zufolge gefordert wird.

Die Absicht, das Vernunftgepräge einem Wirkungskreise aufzudrücken, schließt Ordnungsliebe ein, auf deren einer Seite Unordnung, auf der andern das kleinliche Halten an Vorschriften ohne Rücksicht auf den Zweck liegt. Gleichwie die Selbstständigkeitstugend auffordert, Kenntnisse zu erwerben, so auch die Thätigkeitstugend; aber die rechte Betrachtung derselben gehört zur Darstellung der Vernunftliebe.

Vernunftliebe.

Diesen Naturtrieb haben wir nicht mit den Thieren gemein, aber ein Naturtrieb ist er, so wahr wie es zu unserer Natur gehört, Vernunftwesen zu sein. Er ist jedoch von anderen Trieben darin verschieden, daß er an und für sich selbst nach Bewußtsein und Selbstverständniß strebt. Die Vernunftliebe äußert sich in Liebe zum Wahren, in dessen Besitz wir gelangen, so weit wir uns das Seiende durch den Gedanken:

zum **Schönen**, soweit wir uns die Vernunft in den Dingen durch unsern innern Sinn aneignen: zum **Guten**, soweit wir die Vernunft im Willen ausgedrückt sehen.

Die **Wahrheitsliebe** hat viele verschiedene Entwickelungsstufen und Wirkungsformen.

Die **Wahrhaftigkeit**, welche darin besteht, Wahrheit aus Vernunftliebe zu sagen, liegt zwischen den beiden Lastern **Unwahrhaftigkeit**, deren Abscheulichkeit von allen unverdorbenen Menschen gefühlt wird, und **Wahrsprecherei**, welche darin besteht, Wahrheiten aus andern Absichten als im Dienste der Wahrheit zu sagen. Die Wahrsprecher treten oft mit ihren Wahrheitsäußerungen auf, wo diese unnöthig, kränkend oder gar schädlich sind. Sie ziehen sich dadurch oft selbst Schaden zu, und wollen deßhalb gern als Leute betrachtet werden, welche ihr eigenes Wohl dem Dienste der Wahrheit aufopfern, weßhalb sie sich denn selbst **Wahrheitsfreunde** nennen; aber, wenn sie andern Zwecken als denen der Wahrheit dienen, sind sie zu diesem Namen durchaus unberechtigt. Selbst wenn sie, indem sie für ihre eigenen Zwecke handeln, der Sache der Wahrheit Dienste leisten, würden sie sich selbst betrügen, wenn sie Wahrheitsfreunde zu sein glaubten.

Es kann nicht geleugnet werden, daß das Verhältniß hier, wie bei den meisten Uebungen von Tugend und Laster, ein gemischtes ist, so daß sich mit den unlöblichen Absichten doch eine wirkliche Achtung vor der Wahrheit vereinigt. Das bloße Vermeiden von Unwahrheiten ist in dieser Hinsicht nur noch wenig, wogegen ein unbedingtes Aussprechen der Wahrheit, selbst wenn es dadurch minder ersprießlich für den Zweck ward, ein Beweis von wirklicher Achtung vor der Wahrheit ist.

Der Mangel an Wahrheitsliebe: Wahrheiten zurückzuhalten, welche zu Eines Absichten nicht passen, ist weit allgemeiner als man glaubt und findet sich nicht bloß bei Sachen, welche den eigentlichen Vortheil betreffen, oder in den Wissenschaften, welche Meinungen abhandeln, die die Menge

in Bewegung setzen, sondern selbst wo keine solchen Triebfedern vorhanden sind, vielmehr nur die Lust, den Schein, daß man die rechte Meinung habe, aufrecht zu erhalten. Natürlich würde man unrecht haben, wenn man dieß auf die Unterlassung anwendete, unbestimmte Zweifel in kurzen Schriften zu behandeln oder in allgemeinfaßlichen Schriften, worin sie die Klarheit stören würden, ohne der Wahrheit wesentlichen Dienst zu leisten.

Es ist ein unermeßlicher Unterschied zwischen der parteiischen Denkweise, die den Menschen die Wahrheit zurückhalten läßt, welche gesagt werden sollte, deren Mittheilung aber seinem Zweck entgegen sein könnte, und der wahrheitsliebenden Denkweise, welche eine Wahrheit zurückhält, die in einer gegebenen Mittheilung nicht gesagt werden durfte, weil sie des Betreffenden Sinn verwirren und von dem Wesentlichen abziehen würde. Es ist oft sehr schwierig, hierüber Etwas zu bestimmen, wenn wir über Andere urtheilen sollen; aber vor dem innern Richterstuhl wird sich der Unterschied leichter bestimmen lassen.

Die Wißbegierde ist eine von den Grundäußerungen der Wahrheitsliebe. Des Gegenstandes Größe giebt Veranlassung zu mannigfaltigen Abweichungen, wir müssen deßhalb deren wahre Natur genau betrachten.

Die gesunde Wißbegierde entspringt aus der Vernunftliebe, und strebt nach einem zusammenhängenden Wissen, worin das Vernunftbewußtsein die Herrschaft hat. Die bloße Lust, allerlei Dinge zu wissen, ohne Rücksicht auf den Vernunftzusammenhang, ist nur Neugierde, deren leichtsinnigste Uebertreibung wir Neuigkeitssucht nennen. Oft kann die Neugierde zur Wißbegierde veredelt werden und ist als ein geistiges Lebenszeichen der schlaffen Gleichgültigkeit gegen das Wissen vorzuziehen. Die Wißbegierde hat nicht bloß das Erwarten des Wissens, sondern auch die Ausbildung unsers Geistes für das Reich der Wahrheit zum Gegenstand. Unsere Wißbegierde darf nach einem allseitigen Ueberblick von Wahrheiten und nach der Annäherung an einen solchen in Verbindung mit

einem wohlgesicherten Wissen streben. Da kein Mensch unmittelbar jede Wahrheit zu prüfen vermag, muß er danach streben, sich Mittel zu erwerben, um die Wahrheitsmittheilungen zu beurtheilen. Hiezu wird erfordert, daß er sein Denken dadurch ausbildet, daß er die Wahrheiten wohl auffaßt, welche ihm am meisten zugänglich sind. Der, welcher nicht Gelegenheit gehabt hat, eine Wissenschaft im Zusammenhang zu treiben, kann doch sein Vermögen ausgebildet haben, die Wahrheiten in sich aufzunehmen, zu erkennen und sich anzueignen, welche er, so zu sagen, nur aus zweiter Hand empfängt. Ihrer wird er sich ernstlich befleißigen, wenn er Wahrheit liebt; er wird dann über die Dinge und Begebenheiten nachdenken, welche ihm im täglichen Leben begegnen, ihren Zusammenhang zu fassen streben, und die Meinungen prüfen, welche er sich allmälig nach den begegnenden Erfahrungen gebildet hat. Je mehr er in seinem Leben und in seinem Wirkungskreise so seine Kräfte ausgebildet, und sich vor Selbstklugheit, welche neuen Kenntnissen so leicht die Seele verschließt, in Acht genommen hat, desto vollkommner wird er sich viele Wahrheiten aneignen, die ihm unzugänglich scheinen konnten. Wir haben im Vorhergehenden ein großes Beispiel hievon hinsichtlich der Kenntniß von den Weltkörpern gesehen. Es zeigte sich nämlich, daß der Ungelehrte durch den Gebrauch seiner Alltagskenntnisse und seines gesunden Urtheils nicht bloß eine große Gewißheit davon erlangen kann, daß die Lehrsätze, über welche die Sternkundigen einig sind, wirklich wahr sind, sondern daß er auch eine geistige Anschauung der großen Wahrheiten, welche die Wissenschaft enthält, gewinnen kann. Der, welcher dieses Beispiel recht erwägt, wird dadurch einige Anleitung finden, viele andere wissenschaftliche Mittheilungen zu prüfen; vornehmlich kann dieses Beispiel dazu dienen, die an sich selbst natürliche Vorschrift zu bekräftigen, daß man das als Wahrheit annehmen müsse, worüber die Wissenschafter im Allgemeinen einig sind; denn allerdings ist es wahr, daß darin doch Irrthümer sein können, ja sogar, daß die Wissenschafter keines

Zeitalters von Irrthümern frei gewesen sind; aber Die, welche nicht selbst untersuchen können, würden sich durch Bezweifeln derselben nur selbst verwirren. Hinsichtlich solcher Menschen, welche dreist versichern, daß die Wissenschafter die Unwissenden zu betrügen streben, darf man sicher sagen, daß sie entweder sehr verblendet sind oder gar die Absicht haben, zu betrügen. Dagegen kann man sicher sein, daß unter den Wissenschaftern selbst eine große Bewegung entsteht, wenn irgend eine Meinung mit wichtigen Gründen angegriffen wird, und daß sie sich dann in kämpfende Parteien theilen, bis die Wahrheit so ins Klare gesetzt ist, daß Einigkeit erfolgt.

Hinsichtlich der Meinungen, welche die Vorschriften für die Lebensführung betreffen, hat der Mensch ein starkes Bewußtsein von gewissen Grundwahrheiten, welche er durch einen Naturglauben besitzt und kann durch den Inhalt dieses Bewußtseins die Meinungen prüfen, welche ihm noch zweifelhaft sind.

Unsere Erziehung führt meistens zu einer sehr einseitigen Bildung. Die Seite der Bildung, welche besonders versäumt zu werden pflegt, ist die naturwissenschaftliche. Der gemeine Mann, der zum Theil mehr in Berührung mit der Natur als mit Menschen anderer Stände lebt, darf einer wissenschaftlichen Auffassung hievon nicht fremd bleiben. Die wissenschaftliche Auffassung, welche Dem möglich ist, dessen Fach die Wissenschaft nicht ist, hat eine wesentliche Gleichheit mit Hinsicht auf Menschen von sehr ungleichen Bildungsstufen. Als Bestandtheil der Bildung der Menschen muß die Naturkunde sich auf die sinnliche Kenntniß der allerwichtigsten Gegenstände, und auf die Kenntniß der umfassendsten Naturgesetze beschränken; dagegen muß man mit Hinsicht auf die Beweise dafür sich auf die eigentlichen Naturforscher verlassen. Innerhalb dieser Grenzen giebt es mannigfaltige Ungleichheiten; aber das Bestreben geht doch durchaus dahin, eine denkende Auffassung der Natur zu gewinnen, ohne die Naturwissenschaft zum Hauptgegenstande für die Bestrebungen seines Lebens zu machen.

Viele glauben einen Beweis von tiefem Ernst und von Liebe zu gründlicher Gelehrsamkeit zu geben, wenn sie von der Vielseitigkeit höhnisch sprechen, und behaupten, daß man sich gerade auf Ein Fach beschränken muß, um gründlich darin zu werden. Hierin liegt eine große Wahrheit, wenn sie nur richtig verstanden wird. Der Wissenschafter muß sich eine eigene Abtheilung der Wissenschaft wählen, welche er so durchforscht, daß er recht für sie wirken kann, und dadurch tiefer in das Wesen der Wissenschaftlichkeit eingeweiht wird; aber versäumt er die umschauende Bekanntschaft mit der übrigen Vernunftwelt, so wird all sein Wissen ihm nicht wahre Bildung geben. Er wird dann ein Fachmeister, aber nur in einer beschränkten Bedeutung des Wortes ein Wissenschafter. Der dagegen, welcher mit gründlicher Einsicht in Eine Wissenschaft, Auswanderungen in die übrigen macht, wird von jeder Wanderung mit einem klareren Blick in seine eigene zurückkommen, und gleichfalls ein geschärftes Auge für die anderen Wissenschaften mitbringen. Uebrigens ist es klar, daß Jeder sich mit Hinsicht auf seine Kräfte ausbilden muß, und daß die Weise, die Wissenschaften zu treiben, welche für den Einen paßt, sich nicht für den Andern eignet. Alle Die, welche mit Wahrheitsliebe den Wissenschaften obliegen, sind Mitglieder der großen wissenschaftlichen Gemeinde! Was hier gesag ist, bezweckt namentlich, gegen die Geringschätzung zu warnen, welche Viele gegen Diejenigen äußern, welche nicht ihren Weg gehen. Die Lebensvorschriften sollen uns selbst zur Wegweisung dienen, nicht dazu, um Andere zu verurtheilen.

Gespräch über den Mysticismus.



Gespräch über den Mysticismus.

Erste Abtheilung.

Ernst, Julius, Alexander; später Felix und andere junge Männer.

Julius. Aber, sage mir, wohin wird dieser verworrene Pfad uns führen?

Alexander. Wie Du bald sehen wirst, zu der schönsten Stelle, die Du jemals in unsern schönen Buchenwäldern gefunden hast.

Julius. Und wo werden unsere jungen Pflanzensucher uns treffen?

Alexander. An derselben Stelle, obgleich auf einem andern Wege. Sieh, hier trittst Du in das schönste Laubgewölbe ein.

Julius. Und finde schon Gesellschaft. Wer ist es, der dort ruht hinter dem ausgebreiteten Zweig? Er hat ein Buch in der Hand.

Alexander. Das ist Ernst.

Julius. Er scheint vertieft.

Alexander. Das ist seine Gewohnheit, wir wollen ihn wecken. — Sei uns gegrüßt, lieber Ernst! Hast Du diesen Platz zum Studirzimmer gewählt?

Ernst. Ich nenne ihn vielmehr meinen Naturtempel.

Julius. Ueberall weist Du doch einen Tempel zu finden!

Ernst. Und schäme mich dessen nicht. Fühlst Du Dich nicht selbst von einem eigenen Gefühl überrascht, indem Du diese herrlichen Gewölbe, von den stolzen Kronen der breiten Reihen von Buchen gebildet, betrittst? Betrachte doch wie das Blaue des Himmels mit dem Grünen der Erde so freundlich zusammenschmilzt. Und nun blicke von hier aus in die freie Natur, mit dem Meere und dem Himmel im Horizonte. Hier erhebt sich die Sonne des Morgens und zeigt Dir, wie die Natur allmälig aus ihrer nächtlichen Ruhe erwacht. Mittags verbergen Dich diese Gewölbe vor dem Sonnenbrand, und schützen Dein Auge gegen die allzu heftigen Strahlen. Hier sieht Dein ungeblendetes Auge aus dem dunkeln Heiligthum hinaus in eine offene und freie Natur, und überschaut Alles vollkommner und genauer, als wenn Du selbst mitten in dem bunten Gewimmel der Gegenstände Dich befändest. Wenn endlich die Sonne dort hinter uns untergeht, dann wirst Du sehen, wie die jetzt vor uns ausgebreitete Natur nach und nach einschlummert, und sich zuletzt in Dunkel hüllt, um in des Himmels leuchtenden Kugeln uns eine größere Natur sich offenbaren zu lassen. Scheint es Dir noch nicht, daß ich diese Gewölbe mit einigem Rechte den Tempel der Natur nenne?

Julius. Wir wollen nicht darüber rechten. Wenn ich auch dasselbe sage wie Du, so verbindest Du doch eine andere Meinung damit. Du bist und bleibst doch ein Mystiker. Laß uns denn von etwas Anderm sprechen! Was ist das für ein Buch, worin Du gelesen hast?

Ernst. Ein neuer Stein des Anstoßes! Ein alchymistisches Buch.

Julius. Das wundert mich nicht. Das gehört ja zur Schule.

Ernst. Du meinst zu Paulus' Schule?

Julius. Wie so?

Ernst. Weil er sagt: Prüfet Alles und das Beste behaltet!

Julius. So meinte ich es eben nicht; aber es giebt eine Schule, welche sich die neuere nennt.

Ernst. Was verstehst Du darunter?

Julius. Sie liebt nicht die Definitionen; wie sollte ich es also wagen, sie zu definiren?

Ernst. Man könnte sie doch wohl ein vielköpfiges Thier nennen.

Julius. Dagegen habe ich nichts.

Ernst. Denn man findet keine Einigkeit in ihr; der Eine widerspricht dem Andern.

Julius. Das ist meine Meinung.

Ernst. Viele von Denen, welche sich Anhänger dieser Schule nennen, stellen aus Begierde, neu zu scheinen, die größten Ungereimtheiten auf.

Julius. Wenn es nicht Ironie sein soll, so hast Du gewiß Recht.

Ernst. Ohne Ironie! Einige von ihnen suchen ihre eigene Unbedeutendheit zum Genie ersten Ranges aufzublasen; Andere schwören blind auf eines Meisters Worte.

Julius. Alles dieß ist wahr. Aber ich wundere mich, es aus Deinem Munde zu hören.

Ernst. Weil ich es eben so gut sehen kann wie irgend ein Anderer. Doch habe ich dabei auch eine kleine Nebenabsicht gehabt.

Julius. Und diese ist?

Ernst. Zu sehen, welch ein Ungeheuer, wie Du glaubst, in meinem Kopfe spuke. Womit habe ich das verdient?

Julius. Du nimmst die Sache zu streng.

Ernst. Nicht doch! Sei nur ruhig! Sage mir statt

aller Entschuldigung, womit ich Deine schlimme Meinung verdient habe?

Julius. Du machst ja doch gemeinschaftliche Sache mit den Neueren.

Ernst. Mit Wem? Wann? Wo?

Julius. Ich erinnere mich dessen nicht so genau.

Ernst. Aus guten Gründen. Ist es denn nicht möglich, einen Denker zu achten, mit ihm zu forschen, ohne alle seine Meinungen anzunehmen, ohne sein Anhänger zu werden? Wie viel unbilliger ist es nicht, Jemand alle die Ungereimtheiten aufzubürden, die die Anhänger eines merkwürdigen Mannes vorgebracht haben, bloß weil er das Vortreffliche bei diesem Manne sieht.

Julius. Du hast selbst mich Dir Beleidigungen sagen lassen.

Ernst. Aber Du hast selbst sie gedacht.

Julius. Vergieb — —

Ernst. Auf die Bedingung, daß Du mir künftig nicht Meinungen beimessen willst, die ich nicht gehabt habe.

Julius. Ich werde mich wohl in Acht nehmen. Aber eine neugierige Frage mußt Du mir doch erlauben. Bist Du denn wirklich ein solcher Feind der Schwärmerei und des Mysticismus, wie Du neulich vorgabst?

Ernst. Von der Schwärmerei mehr, vom Mysticismus weniger als Du.

Julius. Ich glaube mich von Beiden ziemlich frei nennen zu können, und sehe auch nicht ein, wie sich diese beiden Dinge trennen lassen.

Ernst. Vielleicht verbinden wir da verschiedene Begriffe mit den Worten. Was verstehst Du denn unter Schwärmerei?

Julius. Ich denke, das ist leicht gesagt. Unter einem Schwärmer verstehe ich einen Menschen, der für etwas eingenommen ist, was er nicht versteht. Und ich will Dich mit demselben abfinden hinsichtlich des Mysticismus. Worin auch die innere Natur dieses verdächtigen Wesens bestehen möge, so

ist doch so viel gewiß, daß Geheimniß und Unbegreiflichkeit dazu gehört. Wer also sich dem Mysticismus hingiebt, muß für etwas eingenommen sein, das er nicht versteht; also ist ein Mystiker immer ein Schwärmer. Was sagst Du zu diesem Schlusse?

Ernst. Ich muß erst sehen, ob ich ihn auch recht gefaßt habe. „Ein Schwärmer," sagtest Du, „ist Der, welcher für etwas eingenommen ist, das er nicht begreift." Nicht wahr?

Julius. Ganz richtig.

Ernst. Aber wie nennst Du Den, der gegen etwas eingenommen ist, das er nicht versteht?

Julius. Ich weiß nicht, wie Du ihn nennen willst, aber das darf ich doch mit Sicherheit behaupten, daß er nicht sehr gefährlich für die Menschheit ist.

Ernst. Ich fürchte, Du bist zu sicher. Aber laß uns die Sache etwas näher untersuchen, und uns dazu ein Beispiel wählen!

Julius. Ja, ein Beispiel habe ich am liebsten.

Ernst. Von der Goldmacherkunst verstehst Du nichts, nicht wahr?

Julius. Zugestanden.

Ernst. Aber bist doch dagegen eingenommen?

Julius. Ja, aus guten Gründen; denn nichts ist wahrscheinlicher, als daß alle vorgeblichen Goldmacher entweder Betrüger oder Betrogene waren.

Ernst. Aber Du getraust Dir doch nicht, zu beweisen, daß es nicht möglich sei, Gold zu machen?

Julius. Das würde wohl schwer sein.

Ernst. Aber Du bist doch gegen den Satz eingenommen: man kann durch die Kunst Gold hervorbringen.

Julius. Nein; wie könnte ich etwas gegen einen solchen Satz haben? Aber gegen die Goldmacher und alle ihre betrügerischen Künste habe ich desto mehr, und, wie ich glaube, nicht mit Unrecht.

Ernst. Das dachte ich wohl. Du bist also nicht gegen die Dir unverständliche Kunst eingenommen, sondern gegen die ziemlich verständlichen Betrügereien, welche damit getrieben werden.

Julius. Ja, so ist es.

Ernst. Wenn man Dir also sagte, daß Jemand die Bestandtheile des Goldes entdeckt habe und es daraus zusammenzusetzen verstehe, so würdest Du nicht ohne weitere Untersuchung ihn für einen Betrüger halten?

Julius. Das dürfte man wohl nicht.

Ernst. Aber wärst Du wirklich gegen die Kunst, Gold zu machen, eingenommen gewesen, so würdest Du aus allen Kräften streben, ihren Fortschritt zu hindern?

Julius. Das versteht sich.

Ernst. Und wenn Deine Macht Deinem Willen entspräche, würdest Du sie ganz unterdrücken.

Julius. Das folgt ja daraus.

Ernst. Das heißt, du würdest eine Revolution in der Welt verhindern, deren Folgen Du nicht zu berechnen vermöchtest.

Julius. Die Möglichkeit hievon läßt sich nicht leugnen.

Ernst. Du hättest also Deine Kräfte zu etwas Unvernünftigem, ja zu etwas Gottlosem, angewandt, insofern Du in einer der Menschheit wichtigen Sache handeln wolltest, wovon Du nichts verstandest.

Julius. Ich muß Dir wohl Recht geben.

Ernst. Meinst Du nicht, daß der Name Schwärmer da auf Dich gepaßt haben würde?

Julius. Ich gebe es zu.

Ernst. Für oder gegen eine Sache, die man nicht versteht, eingenommen zu sein und zu wirken, ist also gleich schwärmerisch?

Julius. Darüber würden wir einig sein.

Ernst. Das andere Glied in Deinem Schlusse war: „Alles, was mystisch ist, ist unverständlich.“

Julius. So war es.

Ernst. Meinst Du nicht, daß doch eine Art von Verstehen im Mystischen stattfinden muß?

Julius. Das muß dann ein Verstehen sein, das über meinen Verstand geht.

Ernst. Aber der eine Mystiker versteht doch unter gewissen Umständen den andern!

Julius. Das mag wohl sein.

Ernst. Wir dürfen also nicht behaupten, daß das Mystische absolut unverständlich sei?

Julius. Ich sehe wohl, daß ich für den Augenblick meine Behauptung nicht vertheidigen kann.

Ernst. Du nimmst also für's Erste den Schluß: daß alle Mystiker Schwärmer sind, zurück.

Julius. Ich muß mich wohl hier in Deiner Schlußkette fesseln lassen; aber ich kann dessenungeachtet die Ueberzeugung nicht aufgeben, daß Mysticismus und Schwärmerei sehr nahe aneinander grenzen.

Ernst. Diese Ueberzeugung theile ich mit Dir. Und der Grund zu der Gefährlichkeit des Mysticismus liegt ohne allen Zweifel darin, daß ein Mysterium sich nicht mit derselben Faßlichkeit, wie ein mathematischer oder logischer Satz darstellen, noch weniger wie eine Erfahrung versinnlichen läßt.

Julius. Das glaube ich; denn wenn es auch gerade nicht nothwendig, so ist es doch sehr leicht möglich, daß man falsche Vorstellungen davon bekommt.

Ernst. Und also leicht für etwas eingenommen wird, was man nicht versteht?

Julius. Unzweifelhaft.

Ernst. Oder gegen dasselbe?

Julius. Auch das ist möglich.

Ernst. Und Beides führt zur Schwärmerei?

Julius. Darin waren wir einig.

Ernst. Ein besonnener Mann, der jeder Art von Schwär-

merei entgehen will, darf also nie irgend eine mystische Lehre verdammen oder verfolgen, wenn er entdeckt und einsieht, daß sie in einem Irrthum, in einer schiefen Richtung der Anstrengungen der menschlichen Seele gegründet ist, kurz, sofern er sie nicht als Irrthum erkennt. Ja, er muß sogar mit großer Behutsamkeit seine eigenen Meinungen prüfen, ehe er sich zutraut, ein solches Urtheil zu fällen.

Julius. Das ist unleugbar.

Ernst. Aber Schwärmer geben doch oft die widersprechendsten und ungereimtesten Dinge vor, und zwar über die wichtigsten Gegenstände?

Julius. So ist es mir oft vorgekommen.

Ernst. Und darüber sollte man kein Recht zu urtheilen haben?

Julius. Du hast es mir ja selbst abgesprochen.

Ernst. Es scheint nur so. Erinnerst Du Dich nicht, was Goethe von den Schwärmern sagt?

Julius. Nein, laß es hören!

Ernst. Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betrügt sich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geistes auf Lügen und Unsinn.
Wem der Probirstein fehlt, hält sie für redliches Gold.

Julius. Vortrefflich.

Ernst. Wenn wir also den Probirstein hätten, so könnten wir wohl bestimmen, wer uns echtes Gold biete?

Julius. Ohne Zweifel.

Ernst. Aber ohne ihn ist es gleich gefährlich zu folgen oder zu verdammen?

Julius. Das haben wir angenommen. Aber wo ist dieser Probirstein?

Ernst. Ich muß Dich erst fragen: Hast Du nie etwas

bemerkt, worin alle Mystiker, so verschieden sie auch übrigens sein mochten, miteinander übereinstimmten?

Julius. Was meinst Du?

Ernst. Ich meine, ihr Mysterium bestèhe immer in einer wirklichen oder vermeinten Kenntniß der einen oder der anderen geheimen Kraft von höherer Natur als die, welche der Werkeltagsverstand erreichen kann. Einer z. B. glaubt, daß er mit Geistern sprechen könne, ein Anderer, daß er Sympathien zwischen den Sternen und dem menschlichen Leben erkenne u. s. w.

Julius. Unleugbar ist dieß etwas Wesentliches bei allen Mystikern.

Ernst. Aber haben nicht alle diese Meinungen eine gemeinschaftliche Voraussetzung?

Julius. Welche?

Ernst. Daß es eine höhere Welt giebt als die sinnliche.

Julius. So scheint es mir.

Ernst. Kannst Du beweisen, daß diese Voraussetzung falsch ist?

Julius. So strenge, wie Du es nimmst, schwerlich.

Ernst. Und daß es strenge genommen werden muß, hast Du selbst mir ja zugestanden.

Julius. Ich werde es nicht vergessen.

Ernst. Es wäre also möglich, daß es eine höhere Welt als die Sinnenwelt gäbe?

Julius. Ich darf es nicht leugnen.

Ernst. Und wenn wir uns zu ihr aufschwingen könnten, so hätten wir wohl den Probirstein, durch dessen Hilfe wir alle falschen Schätze verwerfen könnten, welche von dort sich uns darböten?

Julius. Ja, wenn.

Ernst. Du zweifelst an der Möglichkeit, diese Welt zu finden?

Julius. Ja, ich fürchte, daß das Bestreben, sich zu jenen höheren Sphären aufzuschwingen, die Kräfte zersplittern

könne, die wir offenbar die Pflicht haben, hier unten in der niedern anzuwenden.

Ernst. Eine vernünftige Anstrengung übt und vermehrt die Kräfte; wer wollte sie fürchten, weil eine unvernünftige diese erschöpft?

Julius. Aber wenn nun alle unsere Anstrengungen vergeblich wären?

Ernst. Aber wie wenn sie nun nicht vergeblich wären?

Julius. Dann hätte man diese übersinnliche Welt gewiß schon gefunden.

Ernst. Und hat man sie nicht gefunden? *Haben* nicht alle großen Denker in ihr gleichsam gelebt? Ist sie nicht die Welt der edleren Dichter? Setzen nicht alle Religionen sie voraus?

Julius. Ja, aber wie verschieden!

Ernst. Ich würde sagen, wie übereinstimmend; nur jede mit dem Gepräge ihres Zeitalters, ihrer Individualität.

Julius. Scheint Dir das so?

Ernst. Es ist meine Ueberzeugung. Hast Du nie darauf gemerkt, daß wenn Mehrere einen und denselben *Gedanken* gefunden haben, ihn doch Jeder auf seine eigene Weise ausdrückt? Oft sieht man nur mit Mühe, daß sie alle *Dasselbe* gedacht haben.

Julius. Das ist meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen.

Ernst. Auch nicht, daß Jener den Gedanken leichter unter dem einen, Dieser unter dem andern Ausdruck faßt?

Julius. Das ist allerdings gewiß.

Ernst. Vielleicht hat also jenes große Mysterium noch nicht recht das Gepräge unseres Zeitalters erhalten?

Julius. Das wäre sonderbar.

Ernst. Doch nicht so sonderbar; denn wann hat man sich minder darum bekümmert?

Julius. Vielleicht hast Du Recht; ich darf nicht darüber entscheiden. Aber Du glaubst, wie es mir scheint, im Besitz

des großen Mysteriums zu sein. Kannst Du es mir denn nicht mittheilen?

Ernst. Das kommt auf Dich an.

Julius. Zuletzt kommt da der Kunstgriff der Schule zu Tage. Erst hast Du mich so leicht und freundlich durch einige unbedeutende Vorbereitungen geführt. Jetzt soll denn plötzlich das Geheimniß kommen. Begreife ich es nicht, so mangelt mir das höhere Organ, ohne welches es sich nicht fassen läßt. Du siehst, ich bin ein Prophet.

Ernst. Beinahe fürchte ich so etwas zu entdecken. Ich sehe, daß Dein Gedächtniß nicht das beste ist.

Julius. Wie so?

Ernst. Waren wir nicht übereingekommen, daß Du mir nicht Meinungen irgend einer Schule beimessen solltest, wenn ich sie nicht selbst äußerte?

Julius. Ich will auch nur ein wenig von Dem, was Du sagen willst, anticipiren. Ein Prophet ist ja doch auch eine mystische Person.

Ernst. Aber Du vergißt nicht, daß einige mystische Personen Schwärmer sind.

Julius. Nein, daran wird man genug erinnert.

Ernst. Und darunter sind auch Die, welche gegen etwas, das sie nicht verstehen, eingenommen sind.

Julius. Ja; daß ich ein Schwärmer bin, hast Du nun bereits hinreichend bewiesen. Den Beweis, das ich nicht das philosophische Organ besitze, will ich Dir schenken.

Ernst. Unsere Unterredung soll also hiemit abgebrochen sein?

Julius. Was hilft es weiter zu gehen? Du bist mir zu überlegen in der Kunst, einen Wortstreit zu führen. Du kannst mich leicht mit Deinen Schlußketten umstricken. Du kannst vielleicht den Triumph gewinnen, mich sagen zu lassen, was Du willst; aber daß ich meinen gesunden Menschenverstand nicht fahren zu lassen gedenke, davon kannst Du überzeugt sein.

Ernst. Hast Du denn gar keinen Muth zu einer ernsten Untersuchung?

Julius. An Muth, hoffe ich, soll es mir nicht fehlen. Ich kann Dir versichern, daß, wenn man ihn herausforderte, ich mein Leben für die gute Sache aufopfern würde.

Ernst. Und ob Deine Sache die gute sei, brauchst Du nicht zu untersuchen. Du verwechselst körperlichen und geistigen Muth miteinander. Glaube mir, es giebt eben so wenige Menschen, die den Muth haben, zu der höchsten Zinne des Geistes hinaufzusteigen, und in dessen Abgründe hinabzuschauen, wie solche, welche etwas Aehnliches in der Körperwelt wagen dürfen. Schwachheit verursacht Schwindel in dem einen wie in dem andern Falle.

Julius. Ein muthiger Führer hilft dem Einen wie dem Andern ab, und flößt selbst dem Furchtsamen Muth ein.

Ernst. Ein schwacher Trost für Die, welche noch nicht folgen dürfen.

Julius. Ich brauche diesen Trost auch nicht. Ich bin hinlänglich gefolgt, um zu sehen, wohin die neue Weisheit führt.

Alexander. Du bist doch jetzt wie immer ein Feind speculativer Untersuchungen, lieber Julius. Ueberlasse mir denn die Unterredung, wenn Du sie nicht fortsetzen willst. Ich bin äußerst begierig, Ernst's wahre Meinung zu erfahren. Du sollst dann aufpassen, damit ich ihm nicht zu viel zugebe.

Ernst. Damit bin ich wohl zufrieden.

Julius. Und ich mit meiner Zuhörerrolle.

Ernst. Willst Du also, bester Alexander, so untersuchen wir zuerst, was wir unter Mysterium zu verstehen haben, damit wir den Ausdruck nicht in verschiedener Bedeutung nehmen, und so aus bloßem Mißverständniß streiten.

Alexander. Nichts kann mir willkommener sein. Machst Du es recht deutlich, was Mysterium ist, so hört es auf Mysterium zu sein, und der gute alte Verstand behält sein Recht.

Julius. Vortrefflich bemerkt, lieber Alexander.

Alexander. Du schmeichelst mir zu sehr. Es war nur

ein flüchtiger Einfall. Ich sehe schon, Ernst will sagen, daß der Verstand uns wohl zu den Grenzen des Mysteriums hinweisen, aber uns nicht in dessen Innerstes einführen kann.

Ernst. Du kommst mir gleich entgegen. Wir sind also darüber einig, daß das Mysterium nicht mit dem Verstande gefaßt werden kann?

Alexander. Wie können wir hierüber uneinig sein?

Ernst. Aber doch ist wohl nicht Alles, was dem Verstande nicht faßlich ist, ein Mysterium?

Alexander. Keineswegs. Eine hingeworfene unregelmäßige Figur, die verwirrte Erzählung eines Menschen, verabredete Zeichen zwischen zwei Personen, halten wir nicht für mystisch, wenn sie uns auch noch so unverständlich sind. Nicht einmal die Hexenformeln des Taschenspielers halten wir für mystisch, wenn wir entdeckt haben, daß er sie bloß ausspricht, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer von Dem, was er eigentlich vorhat, abzuleiten, und alle seine sonderbaren Worte keine Bedeutung haben.

Ernst. Du hilfst mir vortrefflich. Wir sind nun wenigstens nahe daran, zu bestimmen, was man unter einem mystischen Zeichen zu verstehen hat. Du sagst, es soll eine Bedeutung haben. Du hast da ein ganz treffendes Wort gebraucht. Das mystische Zeichen soll nicht bloß vorstellen wie eine Hieroglyphe, nicht bloß bezeichnen, wie jedes willkürliche Zeichen; es soll auf etwas hin deuten, bedeuten.

Alexander. Aber einige Hieroglyphen sind doch mystisch. Vielleicht könnten wir durch Vergleichung dieser mit solchen, die keine mystische Bedeutung haben, am leichtesten die Natur der mystischen Zeichen entdecken. Mir scheinen die alchymistischen Zeichen wohl zum Theil mystisch zu sein.

Ernst. Darin hast Du Recht. Betrachte nur das Zeichen des Goldes. Es ist ein Zirkel, dessen Mittelpunkt auch angegeben ist. Es bezeichnet so das vollkommenste Metall durch die vollkommenste Figur. Aber nicht dieß allein war die Bedeutung des Zeichens; es war auch das Bild der Sonne. Es

war nicht sowohl des Goldes Glanz, als vielmehr dessen Unveränderlichkeit, welche ihm zur Vergleichung mit der Sonne Recht verlieh. Gleichwie die Sonne beständig in denselben Strahlenglanz gekleidet ist, während die Planeten ihren Kreislauf mit geliehenem und unselbstständigem Lichte vollbringen, so bewahrt auch das Gold beständig seinen Glanz gegen die Einwirkungen des Feuers und der Luft, während die anderen Metalle den ihrigen im Kampf mit diesen Mächten verlieren. Aber in dieser Unzerstörbarkeit bestand bloß des Goldes äußere Vollkommenheit. Die innere war, daß keine einzelne Naturkraft darin hervortrat als herrschend über die übrigen, sondern daß alle Kräfte sich darin in einem harmonischen Gleichgewicht befanden. Auch dieß wurde vortrefflich durch den Zirkel angedeutet, in dessen Umkreis sich alle möglichen Richtungen befinden, nur so verschmolzen, daß keine derselben herrschend werden kann, und in welchem alle vom Mittelpunkt aus zum Umkreis gezogenen Linien gleich groß sind. Und hiemit ist doch noch nicht des Zeichens ganzer Reichthum erschöpft. Die Alten glaubten wirklich, daß das Gold in demselben Verhältniß zu den irdischen Materien stehe, wie die Sonne zu den Planeten, daß das Gold also in einem niedrigern Kreise wirklich die Sonne vorstelle. Dieß stimmt vortrefflich mit einer Entdeckung neuerer Zeiten, daß das Gold sich in weit größerer Menge am Aequator als an irgend einem andern Orte der Erde findet.

Julius. Aber erlaube mir, die Erde ist ja eine Kugel, wie kann man da von der Mitte ihrer Oberfläche sprechen?

Ernst. Du bist zerstreut. Bedenke nur, ob die Pole der Erde nicht physische Punkte sind, und der Aequator nicht eine physische Linie.

Julius. Du hast Recht. Aber ist dessenungeachtet Das, was Du zuletzt anführtest, nicht eine bloß zufällige Uebereinstimmung?

Ernst. Dieß genau zu bestimmen, will ich hier nicht versuchen. Ich will mich begnügen zu bemerken, daß das

Sonnensystem schwerlich durch einen Zufall entstanden oder geordnet sein kann, sondern daß vielmehr dessen Dasein und Form Wirkungen allgemeiner Naturgesetze zugeschrieben werden muß. Die Erfahrung lehrt, daß diese im Großen wie im Kleinen wirken. Es ist folglich sogar beim ersten Blick höchst wahrscheinlich, daß jeder Planet sich in sich auf dieselbe Weise entwickelt hat wie das ganze Sonnensystem, und daß man also für jeden Theil im Sonnensystem ein Analogon für jeden Planeten finden muß. In dieser Bedeutung, glaube ich, nimmt das Gold wirklich die Stelle der Sonne unter den Metallen der Erde ein. So bedeutungsreich ist dieses einzige Zeichen.

Alexander. Gut! Ich will mit Dir nicht über die Richtigkeit jeder von Dir aufgestellten Behauptung streiten; es ist genug, daß das alchymistische Zeichen für das Gold ein vortreffliches Beispiel eines mystischen Zeichens ist, wenn man die Richtigkeit dessen, was Du angeführt hast, voraussetzt. Wir sind also, wie es scheint, einig in der Bestimmung der Natur des mystischen Zeichens; es ist nämlich ein geheimnißvolles Zeichen, das des Dinges Wesen, Eigenschaften und darauf gegründetes Verhältniß andeutet. Bist Du mit dieser Bestimmung zufrieden?

Ernst. Ich glaube sicher, daß wir jetzt im Grunde einig sind; aber was den Ausdruck betrifft, müssen wir wohl streben, einander vollkommener zu verstehen. Ich bin nämlich noch nicht vollkommen sicher, ob Du bloß forderst, daß ein mystisches Zeichen etwas ausdrücken soll, das des Bezeichneten Natur und Eigenschaften betrifft, oder ob Du willst, daß es des Dinges eigentliches Wesen ausdrücken solle, das darin, woraus alle die übrigen Eigenschaften fließen.

Alexander. Das Letzte ohne Zweifel; denn ein Zeichen, das bloß eine abhängige Eigenschaft zu erkennen giebt, z. B. eines Körpers Härte, Schmelzbarkeit und dergleichen, könnte unmöglich als mystisch betrachtet werden.

Ernst. Wenn wir also annehmen, daß ein Zeichen, wel-

ches des Bezeichneten Idee ausdrückt, mystisch genannt werden solle, oder mit Einem Worte ein Symbol, so dürften wir vielleicht den passendsten Sprachgebrauch gewählt haben.

Alexander. Vielleicht; aber ich wünschte, daß Du Dich hierüber etwas ausführlicher erklärtest.

Ernst. Glaubst Du nicht, daß es unzählige Eigenschaften in der Natur giebt?

Alexander. O ja, wenn man sowohl die abgeleiteten wie die Grundeigenschaften zählt.

Ernst. Also hat jedes Ding unendlich viele Eigenschaften.

Alexander. Wie schließest Du das hieraus?

Ernst. Weil jede Eigenschaft ihm ja entweder positiv oder negativ zukommen muß.

Alexander. O ja, logisch genommen.

Ernst. Auch physische Undurchsichtigkeit ist z. B. nicht die bloße Verneinung von Durchsichtigkeit, sondern beruht ohne Zweifel auf einer Wirkung, welche der Körper auf das Licht hat. Unverbrennlichkeit ist nicht die bloße Verneinung von Brennbarkeit, sondern ein Widerstand gegen die Einwirkung des Sauerstoffes. Und so in allen anderen Fällen.

Alexander. Du hast ohne Zweifel Recht.

Ernst. Aber hängen nicht alle Eigenschaften eines Dinges so zusammen, daß sie eine Einheit ausmachen?

Alexander. Unleugbar müssen alle Eigenschaften eines Dinges eine Einheit ausmachen; denn sonst könnte ja das Ding nicht Ein Ding sein, sondern müßte mehrere sein, was ein Widerspruch wäre.

Ernst. Diese Einheit, meine ich, könnte man der Dinge Wesen nennen, und die Vorstellung davon in der Vernunft ihre Idee.

Alexander. Das scheint mir recht gut mit dem philosophischen Sprachgebrauch zu stimmen.

Ernst. Also sind wir nun darin einig, daß die mystischen Zeichen zu denen gehören, welche Ideen ausdrücken.

Alexander. Vollkommen einig. Aber ich muß Dir hiebei die Bemerkung machen, daß Du bisher alle Uebereinstimmung zwischen dem mystisch Bezeichneten und dessen Zeichen auf Vernunftübereinstimmung zurückgeführt hast.

Ernst. Ganz richtig; ich sehe nicht die Möglichkeit irgend einer andern ein.

Alexander. Du setzest mich in Verwunderung. Du läßt die Phantasie, aller Mystiker Abgott, so ganz bei Seite!

Ernst. Du scheinst mir die speculative und psychologische Betrachtungsweise zu verwechseln.

Alexander. Ich bitte, erkläre Dich bestimmter.

Ernst. In der psychologischen Betrachtungsweise unterscheiden wir vielfältige Eigenschaften nach den verschiedenen Aeußerungen der Seele. Wir sagen von Dem, welcher einen hohen Grad von geistiger Schöpfungskraft hat, daß er viel Phantasie besitzt; von Dem, welcher die äußeren Verhältnisse der Gegenstände rasch überschaut, daß er Witz hat; von Dem, welcher ihre einzelnen inneren Verhältnisse leicht entdeckt, daß er Scharfsinn hat; Dem, welcher bis zur Einheit aller dieser Verhältnisse eindringt, legen wir Tiefsinn bei, u. s. w. Nicht so die Speculation; sie erkennt, daß Das, was das Ordnende, Formende, Verkettende, ich möchte am liebsten das Organisirende sagen, ausmacht, in allen diesen verschiedenen Aeußerungen Eine Kraft ist, und diese wird Vernunft in speulativer Bedeutung genannt. In allen diesen Aeußerungen werden wir auch genöthigt, eine selbsthervorbringende, schaffende Wirksamkeit zu erkennen, und diese nennen wir in speculativer Bedeutung Phantasie. Diese beiden Kräfte sind in allen Seelenäußerungen so innig verknüpft, daß man nicht leicht unterscheiden kann, was jede besonders ausrichtet, aber daß alle Uebereinstimmung, welche die Kraft, welche wir gewöhnlich Phantasie nennen, hervorbringen oder anschauen kann, zuletzt auf der Vernunft in speculativer Bedeutung genommen, beruhen muß, gestehst Du mir leicht zu.

Alexander. Mit Vergnügen gebe ich Dir Recht. Wir können jetzt nicht mehr uneinig sein; denn sonst hättest Du selbst mir Waffen gegen Dich in die Hände gegeben. Du mußt mir jetzt zugestehen, daß kein Zeichen an sich selbst mystisch ist, sondern nur mit Hinsicht auf Den, welcher es nicht versteht.

Ernst. Hievon wünschte ich den Beweis zu sehen.

Alexander. Du mußt ja selbst einräumen, daß aller Zusammenhang zwischen dem mystischen Zeichen und dem Bezeichneten auf einer Vernunftübereinstimmung beruht, aber einer solchen, welche nur von Wenigen verstanden wird. Für Diejenigen, welche diese Uebereinstimmung einsehen, ist das Zeichen nicht mehr mystisch; nur für die Uneingeweihten schwebt es in einem heiligen Dunkel. Solche mystischen Zeichen haben den Vortheil, daß sie viele Gedanken in Einem Bilde ausdrücken. Sie können mit Nutzen als starke Ausdrücke gebraucht werden, und dienen außerdem vielleicht zu einer Art Pasigraphie; aber sie anzuwenden, wie im Mittelalter, um dem Haufen die Wahrheit zu verhehlen, ist eine schändliche Verrätherei. Sind wir hierin einig?

Ernst. Noch nicht. Du setzest ohne allen Beweis voraus, daß die geheime Vernunft in der Welt begreiflich ist.

Alexander. Bist Du denn anderer Meinung?

Ernst. Ich gestehe, ja.

Julius. Eine Vernunft, welche die Vernunft nicht begreifen sollte! Vergieb meiner altväterischen Unphilosophie, daß ich dieses für nichts Anderes als für einen Widerspruch halten kann.

Ernst. Solcher Widersprüche hat die Philosophie nicht wenige.

Julius. Deine. Ich glaube es ohne alle Versicherung.

Ernst. Aber er kann aufgelöst werden.

Julius. In Nebel.

Ernst. Nein, wenn Du uns helfen willst, wird er sich in Aetherklarheit auflösen.

Julius. Ich? Wahrlich Du täuschest Dich. Ich bin Davus, nicht Oedip.

Ernst. Du bist allzu bescheiden. Du kennst Deine eigenen Kräfte nicht. Was verstehst Du unter Welt?

Julius. Du fängst recht ab ovo an! Du scherzest.

Ernst. Antworte mir nur ernst auf meine Frage, und wenn es sich da in Scherz auflöst, so will ich Der sein, welcher ausgelacht wird.

Julius. Gut, so will ich antworten. Ich weiß sehr wohl, daß die Welt der Inbegriff alles Dessen ist, was vorhanden ist.

Ernst. Und die Körperwelt?

Julius. Der Inbegriff aller sinnlichen Dinge.

Ernst. Wie groß ist sie wohl?

Julius. Ich habe nie geglaubt, daß ihre Größe sich bestimmen lasse.

Ernst. Die Sinne erreichen also ihre Grenzen nicht?

Julius. Gewiß nicht.

Ernst. Aber wie groß das kleinste Ding darin ist, kannst Du doch wohl bestimmen?

Julius. Eben so wenig. Es giebt ja so kleine Thiere, daß sie mit dem unbewaffneten Auge nicht zu sehen sind. Wer weiß also, ob es nicht noch kleinere geben könne? Und die Glieder dieser kleinen Thiere müssen ja von einer ganz außerordentlichen Kleinheit sein.

Ernst. Also wirst Du auch schwerlich angeben können, wie alt die Welt ist?

Julius. Unmöglich.

Ernst. Oder wie lange die kürzeste Naturwirkung dauert?

Julius. Nein; denn wir sind ja nicht im Stande, eine so kurze Zeit zu bezeichnen, daß nicht eine noch kürzere sich angeben ließe.

Ernst. Also kannst Du die ganze Sinnenwelt mit Deinen Sinnen nicht umfassen, weder im Ganzen, noch in seinen Theilen!

Julius. Das muß ich wohl einräumen.

Ernst. Und doch ist die Sinnenwelt der Inbegriff aller sinnlichen Dinge?

Julius. Ich verstehe Dich. Es würde ein Widerspruch sein, wenn ich nicht ein anderes Vermögen hätte, nämlich die Vernunft, durch deren Hilfe ich diesen sonst unentdeckten Theil der Sinnenwelt entdeckte.

Ernst. Noch hast Du mich nicht ganz verstanden.

Julius. Wie?

Ernst. Der Theil der Sinnenwelt, welche Deine Sinne nicht entdecken können, ist er gar nicht sinnlich?

Julius. Das anzunehmen würde ja ein Widerspruch sein.

Ernst. Es giebt also etwas Sinnliches, was Deine Sinne nicht fassen können; sollte es denn nicht auch etwas Vernünftiges geben, was Deine Vernunft nicht fassen kann?

Julius. Nun wohl, es kann sein; aber wie kommen wir zur Kenntniß einer solchen unbegreiflichen Vernunft?

Ernst. Wir wollen es untersuchen. Wir wissen doch jetzt, daß es kein Unding ist, von welchem wir handeln. Aber laß uns erst noch einmal unser Beispiel betrachten von den Sinnen.

Julius. In welcher Hinsicht?

Ernst. Du kannst doch Deinen Gedanken auf eine Stelle im Raume heften, ohne ihr eine Ausdehnung beizulegen?

Julius. Wie sollte ich das nicht können?

Ernst. Eine solche Stelle nennst Du einen Punkt?

Julius. So ist ja der Sprachgebrauch.

Ernst. Aber solcher Punkte giebt es ja unzählige in jedem Raume?

Julius. Unleugbar.

Ernst. Und solltest Du einen sinnlichen Gegenstand Punkt für Punkt betrachten, so würdest Du nie damit zu Ende kommen?

Julius. Gewiß nicht.

Ernst. Jeder sinnliche Gegenstand enthält also eine Unendlichkeit von sinnlichen Theilen?

Julius. So zeigt es sich.

Ernst. Und wird doch von einer Sinnenwahrnehmung umfaßt?

Julius. Ja.

Ernst. So kann denn auch ein Vernunftgegenstand eine unendliche Vernunft enthalten, welche Du nicht fassen kannst.

Julius. Nun wohl, das kann so sein; aber noch hast Du mir nur von den Sinnen Beispiele gegeben.

Ernst. Du hast Recht. Wir wollen also ein anderes Beispiel wählen. Du kennst ohne allen Zweifel die mathematischen Gleichungen, wodurch die Natur der krummen Linien ausgedrückt wird?

Julius. Ich fürchte, daß Du zu viel voraussetzest. — Aber sieh, da kommen Waldemar, Felix und unsere anderen Pflanzensammler. Sie verlangen sicherlich nach Hause, da sie von der langen Wanderung ermüdet sind. Ich muß Dir also Deine mathematischen Beweise bis auf ein anderes Mal erlassen.

Zweite Abtheilung.

Felix, Victor, Leopold und Andere.

Felix. Seid gegrüßt, meine Herren, von uns Allen. Wir wollen Euer Gespräch durch unsere Ankunft nicht unterbrechen.

Julius. O, das Gespräch wird nicht leicht zu Ende gebracht; es handelt sich um nichts Geringeres, als um den Mysticismus. Das ist ein weitläufiges Capitel.

Felix. Aber auch wohl eines Gespräches werth. — Nicht wahr, meine Freunde, wir lagern uns Alle hier, und bitten Ernst, Alexander und Julius, das Gespräch fortzusetzen.

Leopold. Ja, ja, darum bitten wir; das können sie uns nicht abschlagen.

Ernst. Ich für mein Theil breche nicht gern ein Gespräch unvollendet ab.

Alexander. Und ich sehe keinen Grund, eine Untersuchung abzubrechen, die uns Allen so wichtig sein muß.

Julius. Ich müßte eigensinnig scheinen, wenn ich mich Eurer Aller Wunsche nicht fügen wollte; aber ich kann doch nicht unterlassen, die Bemerkung zu machen, daß unseren neuangekommenen Freunden der Zusammenhang fehlt, da sie den Anfang unsers Gespräches nicht gehört haben.

Ernst. Dem kann leicht abgeholfen werden. Wir sind noch nicht über so viel einig geworden, daß es sich nicht kurz wiederholen ließe. Und daß des Gespräches Leben und Charakter aus den bloßen Ergebnissen nicht erkannt wird, bedeutet hier ja nichts. Sie wissen ja Alle, daß Du, Julius, von keinem geringern Eifer gegen die philosophischen Systeme beseelt bist wie ein Inquisitor gegen den Protestantismus, und daß wir, Alexander und ich, dagegen beide den Werth der philosophischen Forschung erkennen, obgleich wir über deren Ergebnisse nicht einig sind. Ich halte es sogar für einen Vortheil, daß wir nicht gleich anfangs Mehrere waren; denn sonst wäre es schwerlich zu einem untersuchenden Gespräche gekommen. Einige unserer neuangekommenen Freunde würden sich schwerlich enthalten haben, auf Dich einzustürmen wegen Deiner Ausfälle gegen das Bestreben der neuern Zeit, und auf mich wegen der Ruhe, womit ich sie anhörte. Aber seht, jetzt sind wir Herren des Gespräches, und bedingen uns vorweg das Recht, es fortzusetzen, wie wir selbst wollen.

Felix. Nicht wahr, meine Freunde, wir gehen die Capitulation ein?

Leopold. Zugestanden.

Felix. Zur Sache!

Ernst. Veranlassung zum Gespräch gab Julius, welcher behauptete, daß aller Mysticismus Schwärmerei sei. Er nannte nämlich Schwärmer Diejenigen, welche für etwas eingenommen sind, das sie nicht verstehen; und da die Mystiker seiner Meinung nach in diesem Falle sind, so glaubte er mit Sicherheit schließen zu können, daß alle Mystiker Schwärmer sein müßten. Ich forderte ihn zu einer genauern Untersuchung auf. Den Begriff der Schwärmerei prüften wir gerade nicht so genau, da wir fanden, daß es genügte, wenn Julius uns einräumte, daß Der, welcher gegen etwas eingenommen sei, was er nicht verstehe, nicht minder als Schwärmer betrachtet werden könne, als Der, welcher für etwas, das sein Fassungsvermögen überstiege, eingenommen sei. Wichtiger war es uns dagegen, einen bestimmten Begriff von Mysticismus aufgestellt zu erhalten, um zu sehen, ob doch nicht im Mystischen eine Art Verstehens stattfinden müsse. Alexander und ich untersuchten deßhalb zuerst die Natur der mystischen Zeichen, und fanden, daß dazu eine geheime Uebereinstimmung zwischen dem Zeichen und des Bezeichneten Wesen gehöre. Unsere geistige Vorstellung von dem innern Wesen eines Dinges nannten wir eine Idee, und so wurden wir darüber einig, daß die mystischen Zeichen Ideen, nicht bloße Gedanken darstellen sollten. Es müßte also eine geheime, für unsere Seelenkräfte nicht ganz durchschauliche Vernunft in dem Mystischen liegen. Julius glaubte hierin einen Widerspruch zu finden, meinend, daß die Vernunft nothwendig sich selbst verstehen müsse. Ich räumte ihm wohl das Letztere ein, aber indem ich unsere Vernunft und die Vernunft an sich selbst unterschied, behauptete ich, es liege kein Widerspruch in der Annahme, daß es eine höhere unserer Vernunft unfaßliche Vernunftwelt gebe, in deren Unendlichkeit es liege, daß unsere Vernunft sie nur stückweis umfassen könne, wie die Sinne nur stückweis die Sinnenwelt zu umfassen vermögen. Julius war mit diesem Beispiel nicht zufrieden, sondern verlangte eines aus der Vernunftwelt selbst. Wir waren eben im

Begriff, eines aus der Mathematik zu wählen, als Ihr dazu kamt. War es nicht so, Julius?

Julius. Vollkommen. Aber ich fürchte, daß ich Dein mathematisches Beispiel nicht werde verstehen, und noch weniger prüfen können.

Ernst. Sei ohne Sorge! Daß Du es verstehst, das ist meine Sache. Daß ich Dich durch das Beispiel nicht irre führe, darauf soll Alexander und alle die übrigen von unseren Freunden, welche Mathematik verstehen, Acht haben. Also zur Sache! Du weist ohne Zweifel, wenigstens historisch, daß die Mathematiker in einen einzigen Ausdruck, eine Formel, wie sie es nennen, das Wesen aller Kegelschnitte niederzulegen wissen, so daß man bloß Alles, was in diesen Ausdrücken liegt, zu entwickeln braucht, um alle Kegelschnitte und deren ganze Natur zu finden.

Julius. Das weiß ich.

Ernst. Und daß der Mathematiker, schon ehe er seine Formel entwickelt hat, wußte, daß sie die Natur einiger krummen Linien enthält?

Julius. Unleugbar.

Ernst. Er sieht also ein, daß der vorliegende Ausdruck eine Menge richtiger Sätze enthält, ohne auf der Stelle angeben zu können, welche?

Julius. Das läßt sich nicht bestreiten.

Ernst. Also sieht der Mathematiker ein, daß etwas Vernünftiges in seiner Formel liegt, ohne auf der Stelle einzusehen, was es ist?

Julius. Nein, auf der Stelle wohl nicht.

Ernst. Aber es giebt noch mathematische Ausdrücke von einer höhern Ordnung, welche die Natur so vieler krummen Linien enthalten, daß man sie bisher noch nicht hat daraus entwickeln können.

Julius. Ich nehme es auf Dein Wort an.

Ernst. Von diesen Formeln lassen sich einige vielleicht niemals entwickeln.

Julius. Auch dieß will ich annehmen.

Ernst. Also haben wir hier ein Beispiel einer Vorstellung, von welcher wir mit Gewißheit wissen, daß sie etwas Vernünftiges in sich verborgen enthält, das uns doch unzugänglich ist.

Julius. Das muß ich wohl einräumen. Aber willst Du denn solche mathematischen Formeln mystisch nennen?

Ernst. Wenn wir finden, daß sie diesen Namen verdienen, so soll sicherlich keine Furcht vor der Sonderbarkeit uns zurückhalten, es zu sagen. Aber wir können wohl für's Erste diese Sache hier unentschieden lassen.

Julius. Immerhin! Aber ich wünschte, daß Du aus dem wirklichen Dasein ein Beispiel für das Mystische gewählt hättest, oder giebt es kein solches?

Ernst. Ja wohl! Das ganze Dasein kann als Beispiel hievon dienen.

Julius. Ich fühle, daß ich nichts dagegen sagen kann, und doch stellt mich dieses Beispiel nicht zufrieden.

Alexander. Es scheint auch mir, daß unser Ernst uns hier Eins für ein Anderes giebt; denn wohl ist es unleugbar, daß die Ursache des ganzen Daseins uns unbekannt ist, und insofern geheimnißvoll; aber nicht Das, dessen Ursache ein Geheimniß ist, nannten wir mystisch, sondern Das, was selbst ein Geheimniß einschließt.

Ernst. Ich dachte es wohl, daß der Gegenstand als Beispiel zu groß sein würde. Laßt uns denn diese bescheidene kleine Pflanze wählen! Welches sind ihre wesentlichen Grundbestandtheile?

Alexander. Ich weiß es nicht, sag' es mir.

Ernst. Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff. Aber diese Buche, deren Krone uns Alle beschattet?

Alexander. Das weiß ich eben so wenig.

Ernst. Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff. Aber die Erde, worauf Du trittst?

Alexander. Besteht sie vielleicht auch aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff?

Ernst. Du rathest richtig.

Julius. Aber ich kenne keine von diesen Materien.

Ernst. Das ist auch nicht nothwendig; es kann Dir genügen, daß das Veilchen und die Buche, die Rose, und die Erde, worauf Du trittst, alle dieselben Grundbestandtheile haben.

Julius. Aber ist dieß auch eine unbestreitbare Wahrheit?

Ernst. Daß alle diese Dinge durch chemische Behandlung dieselben Producte geben? Ja.

Julius. Aber was willst Du hieraus ableiten?

Ernst. Daß es nicht die Masse ist, welche einen körperlichen Gegenstand zu Dem macht, was er ist. Willst Du vielleicht noch einen andern Beweis hiefür haben?

Julius. Ich wünschte es.

Ernst. Wenn Du einem Menschen oder auch einem minder vollkommnen Thiere die Gelegenheit benähmst, Athem zu schöpfest, was würde da geschehen?

Julius. Der Tod würde die unausbleibliche Folge sein.

Ernst. Geht dadurch irgend ein Theil des Körpers hinweg? Oder kommt vielleicht etwas hinzu?

Julius. Nicht, so viel ich weiß.

Ernst. Und ehe der Körper angefangen hat, in Fäulniß überzugehen, ist kaum irgend eine Veränderung in der Menge der Grundbestandtheile vorgegangen?

Julius. Ich glaube es kaum; aber wie erhalten wir Gewißheit hievon?

Ernst. Wir haben versucht, lebendige Thiere in einen Raum einzusperren, woraus keine Materie hinausgehen, und wohinein keine kommen konnte. Sie sind darin gestorben aus Mangel an Luft zum Einathmen, und wir haben keine dem Körper entwichene Materie bemerkt, ehe die Fäulniß eintrat.

Alexander. So beruht denn das ganze Wesen einer Organisation auf der Weise, wie die Theile zusammengefügt sind?

Ernst. Oder vielmehr sich zusammenfügen?

Alexander. Wie meinst Du das?

Ernst. Nimmst Du an, daß die Verbindung, welche die Grundbestandtheile des Körpers eingegangen haben, eine ruhende oder eine bewegte sei? Ich meine, ob Du glaubst, daß sie ein für allemal unveränderlich zusammengefügt sind, oder ob sie beständig wechseln, oder ob sie vielleicht einen Mittelweg zwischen beiden Zuständen halten, so daß er bald im Stillstand, bald in Bewegung ist?

Alexander. In den Organisationen, welche uns am nächsten stehen, scheint die Thätigkeit nie zu schlummern.

Ernst. Aber scheint es Dir wohl, daß dieselbe ununterbrochene Thätigkeit auch in allen ihren Theilen stattfinde?

Alexander. Das möchte ich weniger zu entscheiden wagen.

Ernst. Aber wenn Du irgend einen wesenlichen Theil aus einem organischen Geschöpf herausnimmst, und ihn von dem Ganzen losgerissen zu bewahren suchst, glaubst Du, daß er unverändert seine Natur behalten wird?

Alexander. Gewiß nicht.

Ernst. In der Organisation dagegen würde er sich haben erhalten können?

Alexander. Ja, vermittelst der Einwirkung aller übrigen Theile darauf.

Ernst. Und die Wirkung derselben kann nicht ohne Gegenwirkung sein?

Alexander. Ich verstehe Dich; alle Theile sind also in ununterbrochener Wirksamkeit?

Ernst. Und ohne diese würde die Organisation aufhören Organisation zu sein?

Alexander. Davon fühle ich mich nun überzeugt.

Ernst. Also beruht das Dasein einer Organisation nicht bloß auf der Art und Weise, wie die Theile zusammengefügt sind, sondern wie sie unaufhörlich sich zusammenfügen.

Alexander. Darin hast Du sicherlich Recht.

Ernst. Und ich kann hinzufügen: Je genauer wir uns mit einer Organisation bekannt machen, desto vollkommner fühlen wir die Nothwendigkeit dieser ununterbrochenen Wirksamkeit. Nährte nicht der Athemzug eine unaufhörliche Flamme in Deiner Brust, triebe das Herz nicht jeden Augenblick das Blut durch alle Deine Adern bis in die feinsten unsichtbaren Gefäße, würden nicht jeden Augenblick neue Nahrungsstoffe in alle Theile Deines Körpers geführt; wahrlich Du müßtest auf der Stelle aufhören das zu sein, was Du bist, ein lebendiges Wesen.

Alexander. Ich glaube Dich nun vollkommen zu verstehen. In jedem Punkt einer Organisation ist Leben und Wirksamkeit ohne Ende. Jeder Theil besteht nur durch die Wirksamkeit aller der andern, und muß selbst wieder das Seinige zum Bestehen der übrigen beitragen. Das Ganze ist nichts Anderes als ein geordnetes Gemeinwesen aller dieser Theile. Kurz, eine Organisation ist eine Welt von Kräften und Wirkungen, und würde, wenn die Wirksamkeit erstürbe, in ein Chaos zurückfallen. Der Gedanke ist mir nicht so fremd, wie Du unserem Gespräche zufolge vermuthen konntest.

Ernst. Das freut mich; hättest Du Dir ihn nicht recht klar gemacht, würdest Du mir nur mit halber Seele weiter folgen. Aber was sagst Du von den unorganischen Körpern?

Alexander. Diese scheinen mir eher in einem Zustand von Unveränderlichkeit zu sein.

Ernst. Aber Du glaubst doch wohl kaum, daß es irgend einen Körper giebt, der nicht mit anderen in Wechselwirkung steht.

Alexander. Nein, gewiß nicht!

Julius. Räume dieß nicht so leicht ein!

Ernst. Wo, glaubst Du, würde der Stein, der zu Deinen Füßen liegt, bleiben, wenn die Erde ihn nicht anzöge.

Julius. Das weiß ich nicht.

Ernst. Glaubst Du nicht, daß er der Anziehung des Mondes oder der Sonne folgen würde?

Julius. Das ist ja der Astronomen Meinung.

Ernst. Aber wenn die Erdmasse für den Stein durchdringlich wäre?

Julius. So würde er gegen den Mittelpunkt der Erde hinabsinken.

Ernst. Also wird die Stelle des Steins durch die Undurchdringlichkeit und Anziehungskraft der Erde bestimmt. Der Stein nimmt also seine Stelle ein, nicht durch seine eigene Kraft, sondern durch den Streit anderer Kräfte.

Julius. Gut; aber die Stelle, welche ein Körper einnimmt, macht auch nichts von seinem Wesen aus.

Ernst. Hast Du nie in Erfahrung gebracht, daß Steine sich durch die Einwirkung des Wassers und der Luft in Erde verwandeln?

Julius. Ja; man nennt dieß Verwitterung.

Ernst. Glaubst Du nicht, daß die Steine dieser Veränderung irgend einige Kraft entgegensetzen?

Julius. Das glaube ich wohl.

Ernst. Also ist der Stein in Wechselwirkung mit der übrigen Natur?

Julius. Das muß wohl gelten.

Ernst. Auf solche Weise ist jeder unorganische Körper in Wechselwirkung mit der ganzen Natur.

Julius. Zugestanden.

Ernst. Wenn also eine sehr große Masse von der Erde weggenommen werden oder ihre Stelle darauf verändern könnte, so würde dieß eine große Umwälzung verursachen.

Julius. Unzweifelhaft.

Ernst. Die Wegnahme einer kleineren Masse würde eine kleinere Wirkung machen?

Julius. Das versteht sich.

Ernst. Und die Veränderungen, welche in einer Masse hervorgebracht werden, die gegen die der Erde sehr geringe ist, sind unmerklich?

Julius. Das ist wohl eben so unleugbar.

Ernst. Es scheint also mit dem Erdballe zu gehen wie mit den Organisationen?

Julius. Nach dem, was Du sagst, scheint es allerdings zu folgen; aber ich muß doch ehrlich gestehen, daß ich hier nicht die vollkommene Aehnlichkeit zwischen dem Erdball und einem organischen Geschöpfe finde. Ich kann mich nicht daran gewöhnen, mir die Erde anders als in einem ruhenden Zustande vorzustellen.

Ernst. Das ist eine ziemlich natürliche Gewohnheit. Aber sieh; was mag das sein, worüber Victor dort in Betrachtung vertieft sitzt.

Victor. Es ist ein Stein, den ich im Berge hier hinter dem Walde gefunden habe, der mehrere Schaalthiere enthält; der Berg muß ehedem sich auf Meeresgrund befunden haben.

Ernst. Wie die ganze Erdoberfläche.

Victor. Unleugbar. Wir finden überall dieselben Spuren. Das Meer muß öfter die Erde überschwemmt und sich wieder zurückgezogen haben, denn wie sollten wir sonst in den tieferen Schichten der Erde die vielen kenntlichen Reste einer untergegangenen Vorwelt finden? Du mußt also wohl zugeben, Julius, daß die Erde nicht in einem bloß ruhenden Zustande ist.

Julius. Sie ist in Bewegung gewesen, aber vielleicht ruckweis.

Ernst. Aber daß die Oberfläche der Erde sich jetzt jeden Augenblick durch den Einfluß der Sonne, der Luft und des Wassers verändert, das mußt Du doch einräumen. Bringt nicht jeder Frühling eine neue Pflanzenwelt hervor, welche im Herbst untergeht, und vor Winters Ende einen Theil der Erdoberfläche ausmacht? Hebt und senkt sich nicht täglich das Meer mit abwechselndem Pulsschlag? Ist nicht die Magnetnadel, der Zeiger des innern magnetischen Zustandes der Erde, in unablässiger Bebung?

Julius. Ich gebe dieß zu. Aber tief innerhalb des Schooßes der Erde, welche Wirksamkeit ist dort?

Ernst. Du hast mir schon vorher zugegeben, daß der eine Theil durch seine Anziehung den andern trägt; aber ist diese Anziehung nicht eine ununterbrochne Wirksamkeit?

Julius. Es ist Eine.

Ernst. Jeder Theil in der Erde muß doch wohl eine gewisse Wärme oder Kälte haben?

Julius. Das ist wohl keine Frage.

Ernst. Und sie müssen mit Rücksicht hierauf entweder in Gleichgewicht sein oder nicht?

Julius. Eines von beiden muß freilich nothwendig stattfinden.

Ernst. Jeder Körper strebt also einen Theil seiner Wärme oder Kälte an alle umliegenden abzugeben?

Julius. Allerdings.

Ernst. Und alle umliegenden haben dasselbe Bestreben mit Rücksicht auf ihn?

Julius. Das versteht sich.

Ernst. Das Gleichgewicht besteht darin, daß diese Bestrebungen gleich sind.

Julius. Unleugbar.

Ernst. Sie sind also in Wechselwirkung, mögen sie im Gleichgewicht sein oder nicht!

Julius. Gut! Hier haben wir die Wirksamkeit für Eine andere Kraft dargethan.

Victor. Aber so streben ja alle Naturkräfte sich in Gleichgewicht zu setzen. Die chemischen Anziehungen z. B., äußern die sich nicht zwischen allen Körpern durch ein Bestreben aneinanderzuhängen? Ist dieses Bestreben nicht gegenseitig? Ist es nicht das, welches Jahrhunderte hindurch ununterbrochen eine Masse von Kalk und Kiesel härtet, und den ehrwürdigen alten Mauern ihre bewunderte Härte giebt? Muß überall nicht jeder chemische Körper streben, chemische Verbindung, die höchste Vereinigung zwischen Materie und Materie, mit allen umliegenden einzugehen, und kommt es auf etwas Anderes an als

auf die widerstehenden Kräfte, wenn die Vereinigung vor sich gehen soll oder nicht?

Alexander. Ich denke wohl, Julius, daß Deine Einbildungskraft sich nun mit des Erdballs innerer und äußerer unermüdlicher Wirksamkeit vertraut gemacht hat?

Julius. O ja, der Erdboden scheint sich schon unter mir zu bewegen.

Alexander. Das thut er ja auch; er läuft täglich einen längeren Weg mit Dir, als Du in Deinem ganzen Leben machen wirst!

Julius. Nun wohl, der Erde geht es also wie den philosophischen Systemen und allen Theorien; da ist keine Ruhe, nichts steht fest darin.

Ernst. Du sagst vielleicht mehr Wahres als Du glaubst. Der menschliche Geist befindet sich, wie die Natur in einer beständigen Entwickelung. Entgegengesetzte Elemente streiten: Alles scheint auf den ersten Blick ein unregelmäßiger Kampf von wilden Kräften, aber für den tiefer eindringenden Blick ist Alles ein harmonisches Streben nach einem herrlichen Ziel.

Julius. Ich darf Dir wohl nicht widersprechen, damit wir nicht von unserem Ziel abkommen. Ich sehe kein Ende unserer Untersuchung.

Ernst. Es ist auch nicht nahe. Ich fürchte, daß dieses Gespräch Euch schon ermüdet. Wir wollen es also für dießmal abbrechen, und uns erinnern, daß wir zur Enthüllung des großen Mysteriums, das sich in der Natur offenbart, zu zeigen begonnen haben, daß es keinen Stillstand in ihr giebt.

Felix. Du scherzest auf Deine Weise. Gott verhüte, daß wir uns jemals so den Kleinigkeiten hingeben sollten, um mitten in einer Untersuchung über das Grundgeheimniß der Welt innezuhalten.

Ernst. Ihr wollt also weiter hören. Wohlan, dann fahre ich fort. Es ist mir nicht genug gezeigt zu haben, wie alles auf Erden in unaufhörlichem Wechsel ist, ich muß auch zeigen, daß

dasselbe in dem ganzen großen All stattfindet. Ihr wißt, daß alle Planeten sich um die Sonne bewegen auf dieselbe Weise wie unsere Erde; sie müssen also ihre Tages- und Jahreszeiten, ihre magnetischen Abwechselungen gleich ihr haben. Um manche haben wir einen Dunstkreis bemerkt, gleich dem, welcher unsere Kugel umringt. Winde und Wetterveränderungen müssen sie also haben, wie wir. Berge und Thäler haben sie nicht minder (wir haben sogar einige derselben gemessen); sie müssen folglich auch große Umwälzungen gehabt haben gleich denen, welche die Berge auf unserer Erde hervorbrachten. Kurz, sie müssen sich entwickelt haben wie die Kugel, welche wir bewohnen. Aber was ist es, das jeden in seinem bestimmten Raum hält, und die Ursache ist, daß alle jene bleibenden Veränderungen darauf stattfinden können? Ist es etwas Anderes als die Bewegung, welche sie ewig in ihren Bahnen hält? Aber nun die Sonne, dieser Mittelpunkt für alle diese Kugeln, was hält sie? Kann es wohl etwas Anderes sein als die Bewegung um einen höheren Mittelpunkt? Ja ich darf dreist fragen: Was ist es, das dieses ganze große All zu einer Welt macht? Und schwerlich darf Jemand Anderes antworten als: die ewige ununterbrochene Kette von Wirkungen. Ohne sie müßte Alles in eine einförmige Masse zusammenfallen.

Alexander. Das scheinst Du mir mit vollstem Rechte behaupten zu können.

Ernst. Giebt es denn keinen von Euch, der mir irgend einen Gegenstand nennen kann, der sich in einer vollkommenen inneren Ruhe oder äußeren Rast befände? — Ihr schweigt Alle? Gut, so will ich denn glauben, Ihr nehmet mit mir an, daß Nichts vorhanden ist, wovon man so etwas behaupten könnte. Aber an Dich, Julius, möcht ich doch noch eine Frage richten. Was meinst Du wohl, das die Materie selbst ist?

Julius. Kann das wohl irgend ein Mensch sagen?

Ernst. Aber woher wir wissen, das es Materie giebt, das kannst Du wohl sagen?

Julius. Sie macht ja Eindruck auf uns.

Ernst. Wir wissen also der Materie Dasein daraus, daß sie auf uns wirkt, und nicht durch irgend etwas Anderes?

Julius. Ja auch aus der Wirkung der einen Materie auf die andere.

Ernst. Was wieder doch nur durch einen Eindruck auf uns erkannt wird.

Julius. Unleugbar.

Ernst. Wir kennen also die Materie bloß durch ihre Wirkung, und wissen nichts Anderes von ihr, als daß sie Wirkungen hervorbringen kann.

Julius. Ich räume ein, ich weiß nichts Anderes.

Ernst. Aber diese Wirkungen setzen nothwendig etwas Wirksames voraus?

Julius. Was sonst?

Ernst. Und dieß nennen wir Kraft?

Julius. Ja.

Ernst. Wir kennen also die Materie bloß als etwas Wirksames, als Kraft?

Julius. Das habe ich eingeräumt.

Ernst. Soweit dieses Wirksame im Raume weilt, zeigt sich dieser für unsere Sinne als angefüllt.

Julius. Das folgt daraus.

Ernst. Die ganze Natur mit Allem, was darin todte unveränderliche Masse scheinen konnte, löst sich also für die tiefere Betrachtung in Wirksamkeit auf.

Alexander. In Wahrheit ein schönes Ergebniß! — Aber so wird ja jedes Dasein nichts Anderes als ein Uebergang von Einem zum Andern.

Ernst. Freilich.

Alexander. Und alles Dasein verschwindet.

Ernst. Das, was die Meisten so nennen.

Alexander. Unser eigenes Dasein scheint mir hiedurch

zu einem flüchtigen Spiel unbekannter Kräfte verflüchtigt. Vergieb mir, das ist eine sehr trostlose Lehre.

Ernst. Die Frage ist bloß ob es Wahrheit ist, was wir sprechen. Diese ist oft unbarmherzig. Bedenke selbst, ob Du etwas Anderes vom Dasein sagen kannst, als daß es ein ewiger Wechsel von Ursprung und Untergang ist, zwischen jedem nur ein unerfaßliches Jetzt.

Alexander. Du nanntest in diesem Augenblicke selbst, was keinem Wechsel unterworfen ist, die Wahrheit.

Ernst. Allerdings. Der Menschen Meinungen über die Wahrheit können wechseln, die Wahrheit selbst ist ewig. Vortrefflich hast Du in diesem Augenblicke mich darauf geführt. Aber ist die Wahrheit ein Theil des Daseins?

Alexander. Ich wünschte Ja sagen zu können; aber ich muß wohl einräumen, daß sie der Vernunft gehört; denn je weniger wir von sinnlichen Eindrücken zu einem Satz entlehnt haben, in desto klarerem Lichte steht er vor uns. So sind die mathematischen Sätze reine Vernunftaussagen von Größen und Formen, und stehen vor unserem inneren Auge im höchsten unveränderlichen Lichtglanze der Wahrheit.

Ernst. Wenn Du Dir also die Vernunft rein denken könntest, unverhüllt von der sinnlichen Natur, so schautest Du das Unveränderliche selbst?

Alexander. Allerdings.

Ernst. Eine solche unverhüllte Vernunft ist das, was wir uns in der Gottheit denken.

Alexander. So ist es.

Ernst. Und die unsrige können wir als einen Funken derselben betrachten?

Alexander. Ich glaube es, aber wage nicht auf meine Ueberzeugung von einer Idee zu bauen, welche mein Fassungsvermögen so sehr übertrifft.

Ernst. Wir wollen auch nicht darauf bauen, obgleich es sich vielleicht herausstellen würde, daß es der festeste Fels

wäre, den wir zur Grundlage wählen könnten. Aber an die Ueberzeugung, daß die Vernunft an sich selbst unveränderlich sei, dürfen wir uns wohl halten?

Alexander. Mit vollkommener Sicherheit, wie mir scheint.

Ernst. Wenn wir also eine Vernunftoffenbarung in der Natur finden könnten, so hätten wir in ihr etwas Unveränderliches, etwas Ewiges entdeckt?

Alexander. Das glaube ich mit Dir.

Ernst. Wir wollen zu Dem zurückkehren, was wir verließen, und dort suchen. Wir fanden, daß die Materie ohne Bewegung nie ein Ganzes wie unser Sonnensystem bilden konnte. Aber ist denn jede Bewegung, sie sei so regellos, wie sie wolle, geeignet es hervorzubringen?

Alexander. Nein, sie muß nothwendig gewissen Regeln folgen, welche wir Naturgesetze nennen.

Ernst. Können diese wechseln, wie die Gegenstände, oder sind sie unveränderlich?

Alexander. Das Letztere nothwendigerweise. Die Erde bewegt sich jedesmal in gleichlanger Zeit um die Sonne, und stets in einer krummen Linie der Art, welche wir Ellipsen nennen.

Ernst. Und die anderen Planeten.

Alexander. Wie wir Alle wissen, gleichfalls in Ellipsen. Und in jedem Theil ihrer Bewegung folgt die eine Weltkugel so genau denselben Gesetzen wie die andere, daß man, wenn man die Bewegungsgesetze für eine von ihnen kennt, sie für alle kennt. Jahrtausende haben Menschen, obgleich mit ungleicher Einsicht, diese gesetzmäßigen Bewegungen am Himmel betrachtet, ohne das irgend eine Ausnahme von den großen Grundgesetzen sich gezeigt hätte. Man hat nach diesen Gesetzen vorausberechnet, was kommen sollte, und es hat sich bewährt; man hat zu Phänomen, welche in alten Zeiten berichtet werden, zurückgerechnet, und hat dieselben Gesetze bestätigt gefunden.

Ernst. Und noch mehr!

Alexander. Was meinst Du?

Ernst. Wer über die Natur der Bewegung nachgedacht hat, und mit den großen Entdeckungen der Mathematiker hierüber vertraut ist, wird eine Ausnahme hievon für unmöglich halten.

Alexander. Hierin sind alle Sachkundigen einig.

Ernst. Unsere Ueberzeugung von der Richtigkeit jener Gesetze gründet sich folglich nicht bloß auf Mannigfaltigkeit der Erfahrungen, sondern auf Einsicht in die Natur der Dinge.

Alexander. Wie anders? Die Erfahrung kann uns ja nicht lehren, daß ein Ding nothwendig ist, sondern bloß, daß es oft stattgefunden hat. Erkläre Dich näher!

Ernst. Zu sagen, daß eine Ueberzeugung sich auf Einsicht gründet, ist doch wohl dasselbe, als daß sie sich auf die Vernunft gründet.

Alexander. Unleugbar.

Ernst. Aber die Gegenstände, von welchen gehandelt wird, sind ja außerhalb der Vernunft?

Alexander. So ist es.

Ernst. Der Gedanke dagegen, der damit verbunden werden soll, um eine Einsicht zu bilden, ist innerhalb der Vernunft?

Alexander. Ich verstehe Dich. Du willst fragen, durch welches Mittel wir nun diese beiden Dinge verbinden, welche von zwei so verschiedenen Welten hergeholt scheinen. Ich wünschte lieber hierüber Deine Meinung zu hören als die meinige zu sagen.

Ernst. Ich fürchte, es würde uns zu weit vom Ziele abführen, wenn wir versuchten, diese Materie zu erschöpfen; aber gleichwie man in den einzelnen Wissenschaften entlehnte Sätze gebraucht, die ihren Beweis anderwärts herholen, so bedarf auch das Gespräch oft Vereinigungssätze, in welchen man nämlich voraussetzen darf, daß die Unterredenden trotz aller anderen Ungleichheiten der Meinungen einig sind.

Alexander. Und welche Vereinigungssätze willst Du daß wir aufstellen sollen?

Ernst. Erstens denke ich, Du nimmst mit mir an, daß wir, um eine Einsicht über irgend einen Gegenstand zu erhalten, uns vor Allem eine vernünftige Vorstellung von dessen Natur bilden müssen.

Alexander. Das ist wohl sicher.

Ernst. Den ersten Grad einer solchen Vorstellung von einem Dinge nennen wir dessen Begriff.

Alexander. Richtig.

Ernst. Einen höheren Grad davon nennen wir die Idee des Dinges.

Alexander. Das streitet nicht gegen frühere Bestimmungen.

Ernst. Zweitens hoffe ich, Du nimmst auch mit mir an, daß es in dem Dinge selbst etwas geben muß, das mit dessen Begriff übereinstimmt.

Alexander. Das versteht sich wohl von selbst, daß das Ding die Eigenschaft haben muß, welche der Begriff angiebt, und diese wieder einen Zusammenhang, der gleichfalls mit dem Begriff übereinstimmt.

Ernst. Und eine ähnliche Uebereinstimmung müssen wir auch für die Idee und das zu ihr gehörige Ding annehmen.

Alexander. Unleugbar.

Ernst. Aber könnten wir nicht dieß das Vernünftige in dem Gegenstande nennen?

Alexander. Wie anders?

Ernst. Also haben wir doch die Vernunft wiederum in der Natur gefunden.

Alexander. Ich habe dieß alles eingeräumt; und doch schwebt mir ein Zweifel vor, von welchem ich kaum selbst recht weiß, ob ich ihn ausdrücken kann, es scheint mir nämlich möglich, daß die Gegenstände wohl Eigenschaften haben könnten, die mit der Vernunft übereinstimmen, ohne grade, wie Du zu meinen scheinst, eine verborgene Vernunft in sich zu schließen.

Ernst. Wir sind doch darin einig, daß wir nichts in

den Gegenständen entdecken, und nichts zu deren Dasein nöthig finden, außer eine Wirksamkeit und eine gewisse Weise, wie diese sich äußert.

Alexander. Das ist Dir zugestanden.

Ernst. Die Wirksamkeit allein würde keinen Gegenstand geben.

Alexander. Nein. Die unbestimmte Wirksamkeit muß sich erst in eine bestimmte verwandeln, und dieß geschieht durch die Naturgesetze, wonach sie wirkt.

Ernst. Die Naturgesetze liegen also in der Natur.

Alexander. Ich bin geneigt dieß anzunehmen; aber ich muß doch gestehen, daß ich nicht weiß, was wir Denen antworten sollten, welche behaupten, daß die Naturgesetze nichts Anderes sind als die Auffassungsformen unseres eigenen Wesens.

Ernst. Ich verstehe Dich. Nach der Meinung Einiger von diesen giebt es in den Gegenständen ein unbekanntes Etwas, das von jedem Wesen nach der Natur seines Erkenntnißvermögens vernommen oder begriffen werden muß. Wie ein in Wachs abgedrückter Stempel ein Bild giebt, worin das Wachs das Material ist, die Form dagegen von dem Stempel herrührt, so sollte auch unsere Kenntniß von der äußeren Welt das Product jenes unbekannten Etwas in den Gegenständen und der Natur unseres Fassungsvermögens sein. Meinst Du Diese?

Alexander. Nicht bloß Diese, sondern auch Diejenigen, welche annehmen, daß die ganze Natur bloß eine Hervorbringung der nothwendigen und unbewußten Gesetze unseres eigenen vorstellenden Wesens ist.

Ernst. Sollen wir glauben, daß wir mit allen Diesen zu thun haben?

Alexander. Mir scheint es so.

Ernst. Diese unsere vermeinten Gegner gestehen doch, daß es vor aller Erfahrung eine äußere Natur giebt?

Alexander. Das nehmen sie ohne allen Widerspruch an.

Ernst. Und in dieser Erfahrungswelt nehmen sie doch sowohl Gegenstände als auch Naturgesetze an?

Alexander. Ja.

Ernst. Und nehmen Alles darin in denselben Verhältnissen an, wie Andere, welche nicht dieselben Grundvorstellungen haben, sie annehmen?

Alexander. Das erklären sie ausdrücklich.

Ernst. Also können wir ja von der Natur, von den Gegenständen darin und den Gesetzen für ihre Wirkungen zu reden fortfahren, ohne von Diesen angetastet zu werden, wenn wir nur nicht versuchen, etwas über den ersten Ursprung der Dinge zu bestimmen.

Alexander. Aber können wir uns dieser Bedingung unterwerfen?

Ernst. Vorläufig. Wir wollen streben, einem so gefährlichen Streite so lange wie möglich zu entgehen.

Alexander. Gut. Wir wollen also in der Bedeutung, welche aus unserer vorigen Rede herfließt, festgesetzt haben, daß die Naturgesetze wirklich in der Natur liegen.

Ernst. Aber jetzt behaupte ich weiter, daß die Naturgesetze Dasselbe sind, was die Vernunft in der Natur ist.

Alexander. Hierfür wünschte ich die strengsten Beweise zu sehen; denn die Wichtigkeit dieser Behauptung fühle ich.

Ernst. Erinnerst Du Dich aus dem Gespräche, das wir früher über die Tonkunst führten, an nichts, was meiner Behauptung zur Stütze dienen könnte?

Alexander. Ich habe es schwerlich vergessen, wenn Du mich nur etwas bestimmter daran erinnern wolltest.

Ernst. Wenn wir eine regelmäßige Figur zeichnen, z. B. einen Zirkel, ein Quadrat oder dergleichen, drückt dann nicht diese Zeichnung einen Gedanken aus?

Alexander. Ohne Zweifel; und gar wohl besinne ich mich, daß wir davon gesprochen haben.

Ernst. Aber wenn wir dieselben Figuren finden, mögen

sie übrigens hervorgebracht sein, wie sie wollen, so liegt doch derselbe Gedanke darin, so drücken sie doch denselben Gedanken aus.

Alexander. Ohne Zweifel.

Ernst. Wenn ich also eine Ellipse beschreibe, so drücke ich gleichfalls einen Gedanken aus?

Alexander. Gewiß eben so gut wie wenn ich einen Zirkel beschreibe.

Ernst. Und wenn Du eine Ellipse in der Natur wiederfindest, so ist zweifelsohne derselbe Gedanke darin ausgedrückt.

Alexander. Das läßt sich nicht bestreiten.

Ernst. Die Bahnen der Weltkugel drücken also einen Gedanken aus?

Alexander. Das folgt aus dem Vorhergehenden.

Ernst. Aber erinnerst Du Dich nicht ferner, daß wir bei näherer Betrachtung des Zirkels fanden, er enthalte eine Unendlichkeit von Gedanken, die doch alle in eine Einheit inbegriffen wurden?

Alexander. Auch hierauf besinne ich mich. Ich fühle auch recht wohl, daß man dasselbe von der Ellipse sagen könne; denn wenn ich nur an die mannigfaltigen Sätze denke, welche die Mathematiker von dieser Figur aufzustellen pflegen, und bedenke, daß sie alle aus einem Grundausdruck herfließen, so habe ich dort dieselbe Mannigfaltigkeit und Einheit wie im Zirkel. Ich gebe also gern zu, daß die Ellipse eine Idee ausdrückt.

Ernst. Aber nun die Bewegungsgesetze im Allgemeinen, scheinen Dir diese nicht gleichsam Vernunftvorschriften für die Natur zu sein?

Alexander. Ich habe hierüber so genau nicht nachgedacht.

Ernst. Du weißt doch, daß die Mathematiker nicht viel mehr als den Grundbegriff der Bewegungen gebrauchen, um daraus alle Bewegungsgesetze abzuleiten?

Alexander. Das weiß ich. Was sie mehr gebrauchen,

sind nur Voraussetzungen in Betreff einer oder andern in der Erfahrung gegebenen Kraft oder Eigenschaft, z. B. der Schwere, der Gleichgültigkeit der Körper gegen Bewegung oder Ruhe u. s. w.

Ernst. Kräfte und Eigenschaften, die wohl aus einem andern Gesichtspunkt sich in derselben Vernunftnothwendigkeit zeigen, wie die Bewegungsgesetze. Doch hier muß es genügen, daß Du mir einräumst, daß alle die Gesetze, denen die Bewegung als Bewegung folgt, von ihrem Grundbegriff abgeleitet werden können.

Alexander. Das räume ich ein.

Ernst. Und dieß geschieht durch eine Kette von Vernunftschlüssen?

Alexander. Wie anders?

Ernst. Und nach Vorschriften der Vernunft?

Alexander. So gewiß wie Vernunft Vernunft ist.

Ernst. Und die so aufgefundenen Bewegungsgesetze sind wirkliche Naturgesetze?

Alexander. Auf das Schönste bestätigt durch die Erfahrung.

Ernst. Was also nach Vernunftgesetzen von der Bewegung gelten mußte, daß gilt auch nach Naturgesetzen dafür?

Alexander. Du hast Recht, die Naturgesetze für die Bewegung sind wahre Vernunftgesetze.

Ernst. Aber gehen nicht alle Wirkungen in der Natur nach Gesetzen vor?

Alexander. Wenn nicht, müssen sie sich selbst auflösen. Ich sehe voraus, daß Du fragen wirst, ob diese nicht auch Vernunftgesetze sind. Ich antworte, daß ich wohl geneigt bin, dieß zu glauben, aber es nicht so deutlich einsehe.

Ernst. Wir können es auch nicht überall mit derselben Deutlichkeit zeigen, weil wir die Natur bei weitem nicht in allen Dingen so vollkommen kennen wie in der Bewegung. Indessen wirst Du sicher nicht in Abrede stellen, daß dasselbe,

was wir über die Bewegungsgesetze aufgestellt haben, sich auf alle die Naturgesetze anwenden läßt, welche mathematisch erkannt werden, z. B. auf die des Lichtes.

Alexander. Ohne Zweifel lassen sich dieselben Schlüsse darauf anwenden.

Ernst. Und beinahe darf ich erwarten, daß Du mir beistimmen wirst, wenn ich behaupte, daß jede Sammlung von Naturgesetzen uns als eine Kette von Vernunftgesetzen um so mehr erscheint, je vollkommner wir hinsichtlich derselben in die Natur eingedrungen sind.

Alexander. So kommt es auch mir vor, und ich bin überdieß geneigt, Dir als dem Kundigern hierin zu glauben.

Ernst. Wollen wir also annehmen, daß die Naturgesetze in nichts Anderm bestehen, als daß die Wirksamkeit der Natur den Vernunftvorschriften folgt?

Alexander. Der Gedanke ist mir sehr klar.

Ernst. Aber jedes Dinges Wesen besteht, wie wir fanden, in der Weise, wie die Wirkungen darin vorgehen?

Alexander. Das fanden wir.

Ernst. Das heißt, jedes Dinges Wesen beruht auf den Naturgesetzen, nach welchen Alles darin vorgeht.

Alexander. Das ist dasselbe, nur mit anderen Worten.

Ernst. Und mit noch andern ausgedrückt heißt es: Jedes Dinges Wesen beruht auf der Vernunft, welche sich darin offenbart.

Alexander. Vortrefflich.

Ernst. Du besinnst Dich wohl darauf, daß diese Naturgesetze das Unveränderliche in den Dingen ausmachen.

Alexander. Ja; und daß also die Vernunft das Ewige in der Natur ist.

Ernst. Rufe Dir noch ferner in's Gedächtniß zurück, was wir von allen Eigenschaften eines Dinges sagten, das eine Einheitlichkeit ausmachen sollte.

Alexander. Alle Eigenschaften mußten zusammenhängen

und eine Einheit ausmachen. Dieß scheint mir nun noch klarer geworden zu sein; denn was sind Eigenschaften anders als Folgen der gesetzmäßigen Wirksamkeiten? Machten diese aber nicht eine Einheit aus, wie könnte dann das daraus bestehende Wesen es thun?

Ernst. Das Wesen in Dir oder in einem andern Menschen ist also eine Vernunfteinheit?

Alexander. Ja.

Ernst. Und ewig?

Alexander. Ich leugne es nicht; aber Du mußt doch gestehen, daß das Wesen jedes andern Geschöpfes, sogar unorganischer Körper, diese Ewigkeit hat.

Ernst. Zwar scheint dieß unwidersprechlich; aber Einen Unterschied zwischen der Vernunfteinheit im Menschen und der in allen anderen Wesen wirst Du doch angeben können?

Alexander. Welchen?

Ernst. Scheint Dir die Vernunfteinheit in einem Thiere, einer Pflanze, einem unorganischen Körper die ganze Vernunft in sich zu fassen, oder nur eine besondere Idee, die für sich, nicht verglichen mit der ganzen Vernunft, unverständlich sein würde?

Alexander. Das Letztere muß ohne Zweifel der Fall sein.

Ernst. Aber was denkst Du wohl von der Vernunfteinheit im Menschen?

Alexander. Sie muß nothwendig die ganze Vernunft umfassen.

Ernst. Sie hat also ein selbstständiges Vernunftdasein. Doch nicht mit der ganzen Vernunft unendlicher Klarheit. In jedem Menschen wirkt sie nicht mit gleicher Kraft in allen Richtungen. Aber wir werden vielleicht zu weit von dem Gegenstande unserer Untersuchung abgeführt.

Alexander. Und doch muß ich Dich bitten, mir einen Einwand, oder wenn Du willst, eine Bemerkung noch zu beantworten. Du scheinst mir hier bloß die Vernunfteinheit

im Menschen als Naturgegenstand bewiesen zu haben, was ganz etwas Anderes ist als die Ewigkeit der Seele.

Ernst. Erst muß ich Dich bitten, mir eine Frage zu beantworten. Glaubst Du, daß der Mensch als sinnlicher Naturgegenstand dasselbe ist wie die Vernunfteinheit im Menschen?

Alexander. Das läßt sich nicht wohl annehmen.

Ernst. Die Vernunfteinheit macht des Menschen inneres Wesen, seine Lebenskraft, seine Seele aus; aber dieses Wesen ist in unaufhörlichem Wechselkampf mit der äußern Natur, und der Mensch als Sinnengegenstand ist das Ergebniß hievon.

Alexander. Ich theile die Ueberzeugung mit Dir; aber erlaube doch, daß ich, ehe wir weiter gehen, mir den Gedankengang in unserer geführten Untersuchung zurückrufe.

Ernst. Das wird uns Beiden nützlich sein, um sie mit desto mehr Glück fortzusetzen.

Alexander. Irre ich nicht, so begann der wesentlichste Theil der Untersuchung mit der Bemerkung, daß die verschiedensten Dinge dieselben Grundbestandtheile haben können, und daß folglich die Materie, woraus sie bestehen, nicht ihr Wesen ausmachen könne. Wir fanden ferner, daß jeder Gegenstand hinsichtlich seiner Materie in einer beständigen Veränderung ist. Wir erweiterten auf Grund hievon unsern vorigen Schluß, annehmend, daß die Materie am Wesen der Gegenstände gar keinen Theil habe, sondern daß er im Gegentheil in jedem gegebenen Falle seine Eigenthümlichkeit durch die Weise erhalten müsse, in welcher die Wirkungen in der Natur vorgehen. In der Materie selbst konnten wir nichts Anderes finden als die Aeußerung der Kräfte, womit der Eindruck auf unsere Sinne gemacht wird. Nur war die Langsamkeit mancher Wirkungen oder Bewegungen so groß, daß sie uns wie Ruhe oder Rast vorkamen. Wohin wir unsern Blick wandten, sei es, daß wir suchten in jeden einzelnen Gegenstand im Kleinen einzubringen, oder daß wir unsern Blick zur Erdkugel, zu dem Sonnensystem, ja zu der ganzen Welt im Großen erweiterten, fanden wir, daß Nichts ohne

diese unaufhörliche Wirksamkeit bestehen und Das, was es ist, bleiben würde. Die Materie selbst löste sich für eine genauere Betrachtung in Kräfte auf. Aber diese Wirksamkeit begründete nur die Möglichkeit einer Welt, eines geordneten Ganzen. Geordnet ist es durch Naturgesetze. Diese sind unveränderlich. Jeder Gegenstand ist Das, was er ist, durch die Naturgesetze, welche darin herrschen. Die Naturgesetze sind den Vorschriften der Vernunft vollkommen gleich. Das Ordnende, Vereinende in der Natur ist also der Vernunft gleich. Jeder Gegenstand ist das Ergebniß einer Reihe von Naturgesetzen, die auf das innigste zusammenhängen und eine Einheit ausmachen. Diese nennen wir des Gegenstandes Vernunfteinheit. Auf dieser beruht jedes Dinges Wesen, und in seinem Wesen finden wir nichts Anderes als dieß. Wir nennen auch die Vernunfteinheit in einem Gegenstande dessen Idee, und demnach ist das Wesen eines jeden Dinges dasselbe als dessen Idee. Fast scheint es mir, daß man diese Vernunfteinheit auch jedes Dinges Seele nennen könnte. Jedes Ding als Naturgegenstand war die Hervorbringung dieser innern Seele und der äußern Natur. So hatte denn jeder Gegenstand, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Seele, doch machte die des Menschen eine ganz eigene Classe aus, indem sie nämlich die ganze Vernunft umfaßte, während jede andere dagegen nur eine besondere Idee ausdrückte, welche keine Selbstständigkeit haben konnte, weil keine Idee etwas sein kann außer in der Vernunft. — Scheine ich Dir richtig dem Gange des Gesprächs gefolgt zu sein?

Ernst. Vollkommen, wie es mir scheint. Vielleicht wirst Du mir jetzt leicht einräumen, daß der Erdball auch der Ausdruck einer Vernunftidee ist.

Alexander. Das folgt ja jetzt mit Leichtigkeit aus dem Vorhergehenden; denn der Erdball besteht ja wie alles Andere bloß durch die Naturgesetze, welche darin herrschen, und diese müssen nothwendig wie in jedem andern Gegenstande, der Ein Ganzes ausmachen soll, auch alle eine Einheit ausmachen.

Eine solche Einheit ist, wie wir gesehen haben, eine Vernunfteinheit, und der Gegenstand selbst nichts Anderes als der Ausdruck derselben.

Ernst. Aber wenn wir von der Erde sprechen, so verstehen wir doch darunter nicht bloß die Kugel, welche wir bewohnen, sondern befassen auch darunter die organischen Wesen, welche sich darauf befinden?

Alexander. Ohne Zweifel ist ihr Dasein mit dem der Erdkugel aufs innigste verknüpft. Doch ist mir dieß nicht ganz klar.

Ernst. Vielleicht thäten wir wohl, diese Untersuchung zu theilen, und zuerst das Pflanzenreich zu betrachten. Dieß scheint mir am nächsten mit der Erde zusammenzuhängen. Wie ein Blatt aus einem Baume herausschießt, so der Baum aus der Erde. Wie die Nahrungssäfte dem Blatte aus den anderen Theilen des Baumes zugeführt werden, so wird wieder dem Baume Nahrung aus der Erde zugeführt. Das Pflanzenreich bildet einen Teppich über der ganzen Erde. Jeden Augenblick saugen die Pflanzen einige Theile aus der Luft ein, und geben sie wiederum anderen. So bringen sie unablässige Veränderungen in Luft und Erde hervor, bis sie zuletzt zur Erde zurückkehren, und einen Theil von deren Masse ausmachen. Die Gewächse können also auf eine gewisse Weise als die Organe der Erde angesehen werden, ungefähr wie die Haare auf dem Thiere; und das Pflanzenreich gehört somit zu dem Leben der Erde.

Alexander. Dieß scheint mir sehr einleuchtend.

Ernst. Ferner hast Du sicherlich eine große Aehnlichkeit zwischen den verschiedenen Gewächsen, selbst den ungleichsten, bemerkt.

Alexander. Wem sollte diese Aehnlichkeit ganz entgehen können?

Ernst. Diese Aehnlichkeit kann wohl auf nichts Anderm beruhen als auf einem gemeinschaftlichen Grundgesetz für alle Gewächse?

Alexander. Jede Eigenschaft beruht ja auf einem Naturgesetz; Gleichheit in Eigenschaften kann ja folglich nichts Anderes sein, als Gleichheit der Naturgesetze, wovon sie der Ausdruck sind.

Ernst. Aber außer dieser Grundähnlichkeit gleichen ja viele Gewächse einander so, daß wir mehrere Arten derselben unter Ein Geschlecht, mehrere Geschlechter wieder unter Eine Familie stellen.

Alexander. Auch dieß ist gewiß und bekundet eine vollständigere Uebereinstimmung zwischen der Idee gewisser Pflanzen.

Ernst. Ferner sehen wir, daß Geschlechter und Familien nicht so scharf durch große Ungleichheiten abgegrenzt sind, sondern daß die Abweichungen sanft vorgehen.

Alexander. Auch hierüber, weiß ich, ist man einig.

Ernst. Wenn wir also von den Gewächsen anfangen, deren innerer Bau der einfachste ist, so können wir allmälig durch beinahe unmerkliche Grade zu denen aufsteigen, welche die kunstreichste Organisation haben.

Alexander. Auch dieß ist mir nicht unbekannt.

Ernst. Es scheint also, daß die Natur die Grundidee des Pflanzenreiches auf allen möglichen Entwickelungsstufen desselben hat ausführen wollen.

Alexander. So zeigt es sich.

Ernst. Aber worin scheinen Dir denn die Gewächse einander so ungleich sein zu können?

Alexander. Sage mir das lieber!

Ernst. Es kommt mir vor, daß diese Ungleichheit nur darin besteht, daß dieselben Organe in jedem nicht in gleichem Grade entwickelt sind. In Einem Gewächs ist z. B. der blätterige Theil der zumeist herrschende, so daß es auf den ersten Blick nichts Anderes als Blatt zu sein scheint. In einem andern ist der Stamm auf dieselbe Weise hervortretend, und so mit jedem der anderen Theile oder Organe. Ist dieß nun richtig, so ist das Vernunftbild, das wir uns von dem ganzen

Pflanzenreich bilden können, dasselbe wie die Vorstellung von einem einzigen alle anderen umfassenden Gewächse. Und diese Einheit treffen wir noch von einer andern Seite in der Natur an; denn es ist nicht zu bezweifeln, obgleich es der täglichen Aufmerksamkeit entgeht, daß das eine Gewächs dem andern zu seinem Gedeihen nothwendig ist, nicht gerade so sehr in unseren mit Kunst bearbeiteten Aeckern, wo des Menschen Erfindsamkeit so oft ersetzt, was die Natur versagte, wie in der freien Natur.

Alexander. Es ist mir nun ganz klar, daß das ganze Pflanzenreich eine Einheit ausmacht, und wiederum mit dem Erdball zu einer noch höhern verknüpft ist.

Ernst. Aber nun das Thierreich. Dieß scheint weit weniger zum Ganzen der Erde zu gehören. Und doch findest Du, wenn Du es genauer betrachtest, auch in jedem Thiere gewisse allgemeine Gesetze wiederholt. Auch da findest Du, wie im Pflanzenreiche, Geschlechter und Classen. Denselben fortschreitenden Uebergang von einem Wesen zu einem andern wirst Du eben so wenig vermissen. Auch wird die Ungleichheit in der Entwickelung der verschiedenen Organe, die jede Thierclasse zum Repräsentanten eines eigenen Organs macht, Deiner Aufmerksamkeit nicht entgehen. Kurz, Du wirst in der Idee des Thierreiches dieselbe Gleichheit mit der Grundidee des Thieres finden, welche Du in der des Pflanzenreiches mit der der Pflanze fandest.

Alexander. Auch hierin will ich Dir beistimmen.

Ernst. Aber nicht bloß in jedem der beiden organischen Naturreiche für sich entdeckten wir eine Einheit. Bei näherer Untersuchung finden wir auch, daß Thier- und Gewächsreich gewisse Gesetze gemeinschaftlich haben, und dem aufmerksamen Betrachter kann es auch nicht entgehen, daß die unvollkommensten, ich meine, die mindest entwickelten Thiere eine so große Aehnlichkeit mit den unvollkommensten Pflanzen haben, daß es nicht möglich ist zu sagen, wo das eine Reich anfängt, oder

das andere aufhört. Diese beiden Reiche haben also einen Vereinigungspunkt, von welchem wir nach beiden Seiten ausgehen können. Auf der einen steigen wir zu immer höheren Entwickelungsstufen bis zum höchst entwickelten Thier empor, auf der andern gleichfalls bis zur vollkommensten Pflanze. Das meist entwickelte Glied des Thierreiches und das meist entwickelte des Gewächsreiches haben also den größten Abstand von einander. Die Richtung der verschiedenen Naturkräfte ist offenbar in beiden einander entgegengesetzt. Doch weit entfernt, daß dieser Gegensatz der Richtungen uns hindern sollte, eine Aehnlichkeit zwischen ihren inneren Kräften zu finden, dient er vielmehr dazu, den gegenseitigen Zusammenhang beider Naturreiche zu bestätigen, indem er zeigt, wie sie sich von einem gemeinschaftlichen Anfangspunkt aus entwickelt haben. Beide Naturreiche bilden also ein gemeinschaftliches Ganzes, und können zu einer einzigen Vernunfteinheit zurückgeführt werden.

Alexander. Sehr schön zeigt es sich, wie jede Einheit nur ein Theil einer höhern ist.

Ernst. Und wie nothwendig ist nun nicht das eine Naturreich für das andere! Daß die meisten Thiere vom Pflanzenreiche leben, und daß diese wieder den fleischfressenden zur Nahrung dienen, ist bekannt genug. Minder augenfällig ist des Thierreiches Nothwendigkeit für das Pflanzenreich, und doch ist nichts gewisser, als daß das Pflanzenreich nicht vollständig werden könnte, wenn nicht das Thierreich wäre, von dessen Untergang das Pflanzenreich so viele Nahrung bezieht; nicht davon zu sprechen, daß Thier und Pflanze entgegengesetzte Wirkung auf die Luft haben und also gegenseitig das Ihrige beitragen, um die Luft in einem Gleichgewichtszustande zu erhalten.

Alexander. Ich gebe Dir zu, daß der Zusammenhang dieser beiden Naturreiche nach Dem, was Du gesagt hast, klar ist. Ich bin nun nur begierig, den vollen Zusammenhang zwischen ihnen und der Erde zu erfahren.

Ernst. Es würde wohl schon hinreichend sein, wenn ich

mich auf den schon eingeräumten Zusammenhang zwischen dem Gewächsreich und der Erde, und wieder zwischen dem Thierreich und jenem, beriefe; aber der Zusammenhang zwischen der Erde und den Wesen, welche sie entweder bewohnen oder bekleiden,ist noch in vielen anderen Weisen erkennbar. Welche ungeheuren Schichten von Kalk werden nicht in den Bergen von noch erkennbaren Resten ausgestorbener Thiere gebildet! Welche mächtigen brennbaren Massen hat nicht eine ehemalige Pflanzennatur in der Erde hinterlassen! Wie stetig fahren nicht noch die Thiere sowohl wie die Gewächse fort, durch ihren Untergang die Erdmasse zu vermehren, die wiederum neuen hervorsprießenden Wesen willig Nahrungsstoff hergiebt!

Alexander. Was Du hier sagst, erinnert mich an noch viele Dinge, welche sich vereinigen, um mir in der Erde und ihren Bewohnern Ein Wesen zu zeigen.

Ernst. Zu welcher Klarheit muß da nicht Deine Ueberzeugung wachsen, wenn Du Deinen Gedanken zur Geschichte der Erde zurückwendest. Erlaube mir Dich an Das zu erinnern, was uns das Ergebniß weitläufiger Untersuchungen gezeigt hat. Der Erdball hat, wie wir bereits bemerkt haben, sich allmälig entwickelt. Jede Schicht, welche wir beim Eindringen unter ihre Oberfläche entdecken, ist eine Spur jener vorübergegangenen Entwickelung und ein nicht völlig unwirksames Glied in der gegenwärtigen. Während diese Schichten von Zeit zu Zeit sich bildeten, entstand zugleich eine ganze organische Welt der verschiedensten Thiere und Gewächse, wovon wir noch vielfache Ueberbleibsel finden. Man hat sie mit Sorgfalt gesammelt, aufgestellt und untersucht, und welche Merkwürdigkeit bieten sie uns nicht dar! Sie sind wie aus einer andern Welt, von ganz anderen Arten als die jetzigen. Aber in aller dieser Unähnlichkeit entdecken wir die wunderbarste Aehnlichkeit. Sind die Arten von denen, welche jetzt die Oberfläche unserer Erde bewohnen oder bekleiden, verschieden, so sind es die Classen und die Geschlechter, worunter sie gehören, nicht.

Nach den Gesetzen, welche durch die Untersuchung der jetzigen organischen Wesen entdeckt sind, können Naturforscher ohne Zwang und Schwierigkeit jene ausgestorbene Natur beurtheilen. In Allem, soweit wir sie kennen gelernt haben, ist sie die Ausführung derselben Grundidee wie die, wonach die jetzige gebildet ist, nur unter anderen Bedingungen. Die Erde hat also eine organische Natur vor der jetzigen hervorgebracht, und zwar nach denselben Gesetzen. Sie hat sie begraben, so daß sie nun einen Theil der ältern Erdrinde ausmacht, und hat eine neue gebildet. Wie oft ist diese Erneuerung vielleicht schon ehedem wiederholt! Wie vielmal wird sie vielleicht im Lauf der Zeit noch wiederholt werden! Doch dieß liegt hier zu weit ab von unserm Gegenstande. Es sei uns genug, gesehen zu haben, wie innig die Entwickelung der Erde mit der der organischen Natur vereinigt ist. Ist Das, was ich hier davon gesagt habe, auch noch so wenig in Vergleich mit Dem, was davon gesagt werden könnte, so wird es doch, hoffe ich, für unsern Zweck hinreichend sein.

Alexander. Was mir vorher nicht ganz deutlich war, daß nämlich alle organische Wesen auf der Erdkugel eine Natureinheit mit derselben ausmachen, ist mir jetzt vollkommen klar.

Ernst. Aber daß es zum Wesen der Erdkugel gehört, sich um die Sonne zu bewegen, und eine höhere Einheit in Verbindung mit allen übrigen Theilen des Sonnensystems auszumachen, hast Du vorher schon eingeräumt.

Alexander. Unbedenklich. Und daß das Sonnensystem wieder nicht anders bestehen kann als durch seine Verbindung mit einem größern Ganzen, ist eben so gewiß.

Ernst. Es scheint also aus unserer Untersuchung zu fließen, daß Alles, was für sich selbst betrachtet ein Ganzes auszumachen scheinen könnte, doch wieder als Theil eines mehrumfassenden betrachtet, und dieß aufs Neue in ein höheres inbegriffen werden müsse, und daß wir in dieser Betrachtung nicht Halt machen können, bis sich der Gedanke zu jenem gro-

ßen All erhoben hat, das nicht mehr Theil von irgend etwas Anderm sein kann.

Alexander. Ich räume Dir ein, die Welt ist eine in allen ihren Theilen nothwendig zusammenhängende, allumfassende Einheit.

Ernst. Und diese Einheit beruht darauf, daß alle Naturgesetze zusammen eine Einheit ausmachen?

Alexander. Das zeigen unsere Betrachtungen.

Ernst. Und die Naturgesetze bestehen darin, daß die Natur sich nach den Vorschriften der Vernunft richtet?

Alexander. Das ist ja zugegeben, und gleichfalls als eine Folge davon, daß das Wesen des All's auf der Vernunft beruht, welche sich in demselben abgeprägt hat.

Ernst. Aber aller Gegenstände Wesen vereint sich ja zu Einem, nämlich dem der ganzen Welt?

Alexander. Das haben wir gesehen.

Ernst. Also auch die Vernunft in allen besonderen Gegenständen zu Einer Vernunft?

Alexander. Mit Freude gebe ich Dir zu, daß die Vernunft der Welt inneres Wesen ist, und daß sie nur durch sie ist und besteht.

Ernst. Aber Du erinnerst Dich wohl noch, was Julius und ich von der Ausdehnung der Welt sprachen?

Alexander. Ich erinnere mir es sehr wohl und hatte oft zuvor meinen Gedanken mit demselben Gegenstand beschäftigt. Wenden wir die Seele zu dem Ganzen hin, so verlieren wir uns in einer Ausdehnung, welche nicht durch Zahlen ausgedrückt, nicht mit der Einbildungskraft gefaßt werden kann, sondern welche wir negativ bezeichnen, indem wir sie unendlich nennen. Wenden wir uns von dem Ganzen zu den Theilen, so schreiten wir unaufhörlich vom Kleinern zum Kleinern, bis wir zuletzt auf eben so unfaßbar kleine Theile stoßen, wie das Ganze unfaßbar groß war. Und doch war der Begriff: Welt, der alles Seiende umfassen soll, nicht erschöpft, da er

zugleich nicht bloß Das, was ist, einschloß, sondern auch Alles, was war, und was werden wird.

Ernst. Und nun die Wirksamkeit, welche in jedem Punkt dieses unumfaßbaren Ganzen herrscht! Betrachte nur dieses Blatt! Welche Mannigfaltigkeit, um nicht zu sagen Unendlichkeit von bestimmtgeformten Theilen enthält es nicht! Welche Menge von Poren entdeckt nicht das Vergrößerungsglas auf seiner Oberfläche, welche Menge von kleinen organisch zusammenhängenden Blasen in seinem Innern! Und doch enthalten diese nur für das bewaffnete Auge erkennbaren Theile wieder andere, deren Natur keine Beobachtung noch bestimmt hat. Denke Dir nur einen Augenblick die Aufgabe für einen kunsterfahrenen Menschen, ein solches Blatt nachzumachen, und Du wirst sofort deren Unauflöslichkeit fühlen. Wende, selbst nur flüchtig, Deinen Gedanken zu jenen kleinen unsichtbaren Thieren, von welchen wir vorher sprachen, und überlege, wie klein wohl deren Organe sein müssen, wenn gleich diese Thiere noch so einfach in ihrem Bau sind. Oder willst Du lieber einen Blick auf die größeren Thiere werfen? Entdeckst Du nicht auch da bei jeder Zergliederung Veranlassung zu einer neuen, so daß Du zuletzt keine andere Grenze für die organische Theilung findest, als die, welche die Beschränkung Deiner eigenen Sinne Dir setzt! Aber bedenke nun, daß alles Dieses nur durch Wirksamkeit besteht, und nicht zu vergessen durch eine vernunftbeherrschte Wirksamkeit.

Alexander. Herrlich!

Ernst. Und diese finden wir in dem kleinsten Krystall wieder, ja in dessen kleinstem Theil, ja in dem kleinsten Staubkorn, das wir unachtsam betreten.

Alexander. Du zeigst mir eine unendliche Tiefe von Wirksamkeit.

Ernst. Das Wirkende in der Natur kennt also keine Grenzen. Es erstreckt sich hinaus über den unendlichen Raum, und greift in den kleinsten Punkt ein. In keiner Zeitausdeh-

nung findet es seine Grenze und keine Zeit ist so kurz, daß es nicht darin wirken müßte. Kurz, eine unendliche unerfaßbare Vernunft und eine eben so unendliche Wirksamkeit, unzertrennbar vereint, machen das Wesen der Natur aus.

Alexander. Das schaue ich klar.

Ernst. Das ist es, was die Welt hervorgebracht hat, und noch unaufhörlich hervorbringt.

Alexander. Hievon bin ich nun vollkommen überzeugt.

Ernst. Was wir das Wesen der Natur genannt haben, ist also ein unendliches, allezeit gegenwärtiges, ewiges Wesen, eine allmächtige Vernunft, der Welt Schöpfer und Erhalter, des Daseins großes Geheimniß.

Alexander. Gott!

Ernst. Und die Welt ist der Gottheit Offenbarung?

Alexander. Eine große und herrliche Wahrheit schließen diese Worte ein. Du hattest Recht, als Du vorher behauptetest, daß das Dasein ein unendliches Geheimniß einschließt, und daß dieses Geheimniß nichts Anderes ist als eine unerfaßbare Vernunft. Kurz, das ganze Dasein ist ein Mysterium.

Ernst. Du meinst ohne Zweifel dessen innern Grund und Wesen?

Alexander. Gerade dieß.

Ernst. Und dieß ist das höchste Mysterium?

Alexander. Was sollte wohl höher sein?

Ernst. Und kein anderes Mysterium kann gedacht werden, das nicht seinen Ursprung in diesem hätte?

Alexander. Unmöglich; denn dieß enthält ja die Wurzel zu allem Dem, was war, was ist, oder was sein wird.

Dritte Abtheilung.

Ernst. Nun, Julius, scheint es Dir nicht, daß wir einen Blick in die Welt hinein geworfen, in welcher alle Mysterien ihre Heimat haben?

Julius. Das kann ich wohl nicht leugnen; aber noch sehe ich nicht die Folgen hievon für mein Urtheil über andere Mystiker.

Ernst. Folgt nicht aus unserer vorhergehenden Rede, daß nicht bloß das Ganze ein Mysterium ist, sondern daß auch jeder Theil davon, als ein Ganzes betrachtet, ein unendliches Vernunftgeheimniß enthält?

Julius. Darüber sind wir übereingekommen.

Ernst. Aber keines von diesen Geheimnissen war für sich vollkommen verständlich, sondern nur durch seinen Zusammenhang mit dem Ganzen?

Julius. Das scheinst Du mir sehr einleuchtend gemacht zu haben.

Ernst. Der also, welcher den Schlüssel zu dem Geheimniß der Welt in einem einzelnen Gegenstand oder in einer einzelnen Art von Gegenständen suchte, kann schwerlich auf dem rechten Wege sein.

Julius. Gewiß nicht.

Ernst. Und Der, welcher glaubte, durch irgend ein Mysterium in den Gang der Natur einzugreifen, und deren Wirkungen den allgemeinen Gesetzen zu entziehen, welchen sie zu folgen pflegen, sollte er wohl die ewige Nothwendigkeit der Naturgesetze erkannt haben, welche Eins ist mit dem Grundgeheimniß der Welt?

Julius. Unmöglich.

Ernst. Noch weniger würde er etwas Geheimes im Wesen der Dinge annehmen, das etwas Vernunftwidriges enthalten sollte?

Julius. Das würde ein Widerspruch sein.

Ernst. Aber scheint es Dir nicht, das in Folge hievon das Glaubensbekenntniß vieler Mystiker durch die Erkenntniß des Grundgeheimnisses der Natur eine andere Gestalt bekommen würde?

Julius. Das räum' ich ein.

Ernst. Ferner würdest Du wohl auch mit mir annehmen, daß Der, welcher einsieht, daß das Geheimniß der Natur ein Vernunftgeheimniß ist, schwerlich das Geheimniß lieben und danach streben wird bloß des Geheimnisses wegen?

Julius. Schwerlich.

Ernst. Sondern sein Auge wird sich nach dem Geheimen in der Welt nur in so weit wenden als ihm dieß mit mehr oder weniger Klarheit einen Theil der ewigen Vernunft offenbart?

Julius. Freilich. Aber wie geht es zu mit einer solchen Offenbarung?

Ernst. Erlaube, daß ich Dich hier an etwas erinnere, was wir verhandelten, als wir einmal früher über die Tonkunst sprachen. Du schienest zwar damals nicht ganz mit mir einig; aber Du gabst doch zu, daß Du keinen bestimmten Einwand dagegen hattest, daß nämlich die Schönheit in der Offenbarung einer verborgenen Vernunft in den Gegenständen bestehe.

Julius. Gut. Ich besinne mich wohl, daß wir davon sprachen.

Ernst. Wir fanden, daß eine schöne Figur, ein schöner Ton durch seine innere Vernunftmäßigkeit wirkt.

Julius. So war es.

Ernst. Aber ohne daß wir während des Genusses das Vernunftmäßige einsahen?

Julius. Wir sahen leicht ein, daß dieß unmöglich war.

Ernst. Wir faßten also das Vernünftige darin unter einer andern Form als die, worunter wir einsehen?

Julius. Das muß man wohl.

Ernst. Und dieses Vermögen wurde Kunstsinn, Kunstgefühl genannt?

Julius. So war es.

Ernst. Aber wenn wir nun einen Gegenstand in der Natur betrachten, z. B. einen Baum, so unterscheiden wir doch auch wohl nicht Alles klar, was ihn zu dem bestimmten Gegenstand macht, der er ist?

Julius. Gewiß nicht.

Ernst. Wir können uns auch oft nicht bestimmte Rechenschaft von den Kennzeichen geben, wodurch wir ihn von anderen ähnlichen Gegenständen unterscheiden?

Julius. Das kann ich nicht anders als einräumen.

Ernst. Wir haben also auch ein Vermögen, die verborgene Vernunft in der Natur aufzufassen, einen Natursinn?

Julius. So zeigt es sich; und er scheint mir mit dem Kunstsinn sehr nahe verwandt.

Ernst. Das scheint auch mir.

Felix. Vortrefflich! Der Kunstsinn ist also ein Vermögen, das Unendliche aufzufassen. Der Verstand dagegen bleibt bei dem Endlichen stehen. Das Verhältniß zwischen Kunst und Wissenschaft!

Ernst. So war es doch nicht gemeint.

Felix. Wie? Nicht?

Ernst. Ich fürchte zu sehr Zwiespalt unter zwei Verwandten zu veranlassen. Hat nicht unsere vorhergehende Untersuchung gezeigt, daß auch die Wissenschaft unendliche Verhältnisse überschaut, obgleich in einer andern Form? Ein klarer Blick z. B. auf die Centralbewegung enthält ja die Mechanik der ganzen Welt.

Felix. Nun wohl, ich will nicht mit Dir darüber streiten.

Ernst. Eines muß ich noch hinzufügen. Denke Dir einen Augenblick die Bewegung aller Weltkörper, wie die Planeten in bestimmten Bahnen um die Sonne gehen, die Trabanten um die Planeten, das ganze Sonnensystem wieder

um einen höheren Planeten. Stelle Dir recht lebhaft auf einmal diese Bewegungen in einem mehr überschaulichen Raume vor, und ich darf wohl fragen, ob sie Dir nicht, um das Große mit dem Kleinen zu vergleichen, wie ein harmonischer Tanz vorkommen?

Felix. Ich liebe diese Aehnlichkeit.

Ernst. Aber könnten wohl die bloßen Sinne Dich etwas von diesen schönen Bewegungen gelehrt haben?

Felix. Nein.

Ernst. Aber die Einbildungskraft?

Felix. Ich gebe zu, sie würde leicht etwas Anderes auffinden.

Ernst. Die Vernunft ist es also, die uns der Welt harmonische und in sich vollendete Bewegungen gezeigt hat, schönere, als irgend etwas, das die Kunst hätte erfinden können? Die Wissenschaft endet hier also mit einer Darstellung des Schönen.

Felix. Vortrefflich.

Ernst. Und ist nicht der Zweck aller Wissenschaft zuletzt, einen Theil der unendlichen Harmonie der Natur darzustellen. Muß nicht also jeder Theil der Naturwissenschaft mit der Darstellung des Schönen enden?

Felix. Mit Vergnügen gebe ich Dir Recht.

Ernst. Und nun in den moralischen Wissenschaften! Was kann die Tugendlehre anders als uns das Bild der höchsten Tugend darstellen, was die Staatslehre anders als uns das Bild des vollkommensten Menschengemeinwesens zeigen? Und kann die Darstellung der höchsten Vortrefflichkeit, sei es in dem einzelnen Menschen oder in der menschlichen Gesellschaft, Anderes als etwas Schönes sein? Kurz mir scheint es unzweifelhaft, daß jede Wissenschaft in ihrer Fülle, mit der Darstellung des Schönen in ihrem Gegenstande schließen muß.

Felix. Herrlich! Die Weisheitsforscher enden mit Kunst, und der Kunst höchste Erklärung ist wieder Weisheit!

Ernst. Ferner räumst Du mir leicht ein, daß jeder einzelne Zweig der Naturwissenschaft, recht ausgeführt, zu einer Betrachtung des Ganzen leitet?

Felix. Ohne Zweifel; denn kein Theil der Natur ist verständlich außer im Zusammenhange mit dem Ganzen.

Ernst. Das heißt mit anderen Worten, jede gründliche Naturuntersuchung führt zur Gotteserkenntniß.

Felix. Auch hier reicht die Wissenschaft der Kunst die Hand. Du hast Recht; ein Streit über ihren Rang ist unvernünftig.

Ernst. Also der Sinn für die verborgene Gottheit in der Welt soll ausgebildet, und durch die Vernunft erklärt werden; die Vernunft soll von diesem Sinn unterstützt und geweckt werden; dann ist der Mensch in harmonischer Eintracht mit dem Ganzen.

Felix. Ich fühle es, so wird die rechte Gesundheit der Seele zuwegegebracht.

Ernst. Mystiker sollte nur Der genannt werden, der nicht jenen Sinn von der Vernunft durchdringen läßt. Nur der Verstandesmensch, welcher diesen Sinn in bloßen endlichen Betrachtungen unterdrückt.

Julius. Du würdest also kein Mystiker sein?

Ernst. Gewiß nicht, außer wenn man im Gegensatz zu den bloßen Verstandesmenschen so genannt werden sollte. Von Mystikern hoffe ich dann wieder ein Verstandesmensch genannt zu werden.

Julius. So hatte ich mir Dein Glaubensbekenntniß nicht vorgestellt.

Ernst. Weil Du mich nach einer eingebildeten Aehnlichkeit mit Anderen beurtheilt hast.

Julius. Aber erlaube mir nur einen Einwand. Aus Deinen Grundsätzen sehe ich leicht, wie Du alles Schöne und Vortreffliche in der Welt erklären kannst. Aber nun das Schlechte, das Häßliche, wie erkläre ich mir dessen Dasein?

Ernst. Ehe ich hierauf antworten kann, muß ich Dich bitten, noch einmal einen Blick auf unsere Betrachtung der Natur zu werfen. Es ist nicht anders möglich, Du mußt bemerkt haben, daß viele Dinge in der Natur so beschaffen sind, als ob sie mit größter Weisheit absichtlich gebildet wären, z. B. daß das Auge auf eine solche Weise eingerichtet und aus mannigfaltigen Theilen zusammengesetzt ist, daß die von der Kunst verfertigten Sehwerkzeuge im Vergleich damit nur roh und plump erscheinen; daß das Ohr alle Einrichtungen besitzt, welche die scharfsinnnigste Naturlehre erdacht hat, um den Laut aufzunehmen und zu sammeln, nur viel kunstreichere; kurz daß jeder Theil unsers oder eines andern organisirten Körpers eher zu dem Gebrauch, den sie, wie wir wissen, haben, geschaffen zu sein scheint, als daß sie nothwendige Folgen von Naturgesetzen wären.

Julius. Wer hat nicht hierauf geachtet? Man hat ja auf diese Zweckmäßigkeit in der Einrichtung der Dinge gerade den Beweis für einen ebenso weisen wie mächtigen Urheber des Ganzen gebaut. Ich erinnere mich, einmal ein solches Buch mit großem Vergnügen gelesen zu haben. Es erfüllte mich mit der größten Verwunderung, zu sehen, wie Alles mit dem größten Verstand eingerichtet scheint, das Eine zur Erhaltung des Anderen. Zwei Dinge, welche ich am besten verstand, setzten mich auch am meisten in Verwunderung: Die Kunsttriebe, mit welchen viele übrigens unvollkommene Thiere geboren werden und Werke hervorbringen, welche den Scharfsinnigsten in Verwunderung setzen, und der Bau des Sonnensystems, in welchem jedes Planeten oder Mondes Bewegung Jahreszeiten hervorbringt oder abtheilt, den bewohnten Kugeln richtig Wärme und Licht zutheilt, ihren Gewächsen zu rechter Zeit Keimkraft und Gedeihen giebt, und die Ursache ist, daß sie zu rechter Zeit einem neuen Geschlechte Platz machen. Ich erinnere mich noch unter Anderem, daß dort gezeigt wurde, wie nöthig es auf einer Kugel sei zur Erhaltung des Ganzen, daß Wasser und Luft in einer beständigen Bewegung wären; aber dieß

wurde, wie dort dargethan ward, durch die Bewegung und gegenseitige Anziehung der Weltkörper bewirkt. Ich kann mir jetzt nicht Alles so genau ins Gedächtniß zurückrufen; aber der Verfasser schien mir recht Beredtheit zu bekommen bei der Betrachtung aller Weisheit, welche zur Einrichtung vieler Dinge sowohl zum Besten des Menschen wie zur Erhaltung des Ganzen erfordert wurde. Ich gestehe, es rührte mich unendlich, als ich es las. Noch ist es mir unbegreiflich, wie ich dieß so lange vergessen konnte.

Ernst. Also wenn wir unser Sonnensystem von der einen Seite betrachten, so scheint alles von einem Meister mit dem größten Verstand und dem besten Willen eingerichtet zu sein; wenn wir es von der entgegengesetzten betrachten, so scheint Alles nur den Gesetzen zu gehorchen, welche eine unbeugsame Vernunftnothwendigkeit vorschreibt: der Anziehungskraft und der Bewegung.

Julius. Ich gestehe, dieß ist sehr merkwürdig; aber gilt dasselbe auch überall?

Ernst. Ehe wir dieß untersuchen, laß uns einige andere Beispiele betrachten. Was scheint Dir wohl geschehen zu müssen, wenn wir alle Gegenstände gleich vollkommen sähen, möchten sie fern oder nahe sein, wenn wir jeden Laut gleich gut hörten, möchte er in größerer oder geringerer Entfernung hervorgebracht werden; und so mit den übrigen Sinnen, wenn wir vermittelst derselben eben so gut vernähmen, was weit von uns als was uns nahe wäre.

Julius. Ohne Zweifel würde dieß die schrecklichste Verwirrung hervorbringen.

Ernst. Ferner wenn alle anderen Wirkungen gleich vollkommen in einem großen oder kleinen Abstande vorgingen, würde das nicht auch das Ganze in ein Chaos verwandeln?

Julius. Sicherlich.

Ernst. Aber da nun jede Wirkung abnimmt, obgleich in größerem oder kleinerem Verhältniß, wie der Abstand zwischen den wirkenden Gegenständen wächst, so ist jeder Körper der Mittelpunkt für den Kreis, worin er wirkt oder Wirkung em-

pfängt, und beherrscht so den Ort, welchen er selbst einnimmt, ohne andere Gegenstände in ihrem Dasein zu stören.

Julius. So scheint es auch mir sich zu verhalten.

Ernst. Aber ist dieß nicht eine Folge der Natur des Raumes? Muß nicht jede Wirkung, indem sie von einem Punkt ausgeht und sich nach allen Seiten verbreitet, auch sich in einem größeren Raume zerstreuen, wie die Radien, welche von dem Mittelpunkte eines Kreises ausgehen?

Julius. Das läßt sich schwerlich bestreiten.

Ernst. Ist also hier nicht wieder dasselbe, was die Vorschrift der Weisheit zu sein schien, die Folge der Gesetze der Nothwendigkeit?

Julius. So zeigt es sich.

Ernst. Noch eins: Scheint es Dir nicht eine sehr weise und vortreffliche Einrichtung, daß Alles entweder im Gleichgewicht ist oder danach strebt?

Julius. Sicher ist dieß nothwendig zur Erhaltung des Ganzen.

Ernst. Aber ist dieß in Alles eingreifende Gesetz nicht auch eine nothwendige Folge von der Natur der Dinge? Muß nicht eine Kraft wirken und ihre Wirkung fortsetzen, bis sie einen Widerstand findet, daß heißt eine Kraft von entgegengesetzter Richtung, die so groß wie sie selbst ist, und wenn sie diese gefunden hat, kann sie da noch einen Augenblick wirken?

Julius. Unmöglich. Ich fühlte es unverzüglich, daß dieses Gesetz eine Folge der ewigen Nothwendigkeit sein müßte.

Ernst. In den Beispielen, welche wir betrachtet haben, zeigte es sich denn, daß, wenn wir ein Gesetz annähmen, das mit der Vernunftnothwendigkeit stritte, so geriethen auch die Dinge selbst in ihren Wirkungen in einen vernichtenden Widerspruch mit sich selbst; aus der Uebereinstimmung der Naturgesetze mit den Vernunftgesetzen dagegen folgte auch diese Uebereinstimmung zwischen allen Wirksamkeiten, wodurch das Ganze besteht.

Julius. Das haben wir gesehen.

Ernst. Aber glaubst Du auch, daß es anders möglich sei, als daß ein Grundwiderspruch Anderes als Widersprüche zu Folge haben könnte?

Julius. Das wäre wohl nicht möglich.

Ernst. Und Widersprüche vernichten sich selbst?

Julius. Ohne Zweifel.

Ernst. Ein vernunftwidriges Naturgesetz würde also Widerspruch in der Natur erzeugen, und deren vollkommene Vernichtung verursachen?

Julius. Von dem Letzten fühle ich mich ganz überzeugt.

Ernst. So muß ich Dich bitten, für einen Augenblick mir auf mein Wort zu glauben, und dann zu versuchen, Dir irgend ein großes und durchgreifendes Naturgesetz umgewandt zu denken, und ich stehe Dir dafür, daß Du, bei Ueberlegung der Folgen hievon, bald sehen wirst, daß sie nichts Geringeres sein würden als der Natur Auflösung. Dagegen wage ich mich frei an Dein unmittelbares Urtheil zu halten, wenn ich Dich frage, ob Du wohl glaubst, daß Das, was aus der Vernunft folgt, anders als in vollkommener innerer Harmonie sein kann?

Julius. Anders würde es nicht möglich sein.

Ernst. Also kann in der Natur keine Harmonie anders gedacht werden außer als Folge ihrer Vernunftgemäßheit, keine Nichtübereinstimmung und wesentliche Störung ohne Vernunftwidrigkeit. Wie in den Hervorbringungen der Vernunft die entlegensten, auf den entgegengesetztesten Wegen gefundenen Sätze in Harmonie stehen, weil sie doch dieselbe Vernunft sind, so finden wir in der Natur alle Wirksamkeiten in der vollkommensten Harmonie, weil sie doch alle derselben Vernunftkraft Aeußerungen sind.

Felix. Die Harmonie der Welt, welche uns umgiebt, ist also die der Vernunft: die Vernunft in ihrer Selbstständigkeit ist die Gottheit; das ist also Gottes eigenen Wesens Harmonie, die sich uns in der Natur offenbart. Sieh hier die ewige Religion!

Leopold. Verzeiht, daß ich Euch hier in die Rede falle, um sie mit einer einzigen Bemerkung zu unterbrechen. Es scheint mir zu viel gewagt, die Religion auf die Vernunft zu bauen. Alles, was durch Vernunftgründe bewiesen wird, kann durch diese auch bestritten werden. Gründe sind oft schwer zu prüfen, und stets bleibt die Möglichkeit übrig, daß wir unsere Ueberzeugung ändern könnten. Diese Ungewißheit, aus der Beschränktheit unsers Wesens entsprungen, ist in einer so wichtigen Sache, ungemein quälend. Lieber überlasse ich deßhalb die Religion dem Gefühl; dieß kann in jedem reinen Herzen blühen, und keine Speculation kann es stören.

Ernst. Ich ehre Dein Gefühl, und es wird sich vielleicht zeigen, daß auch ich ihm einen hohen Platz einräume; aber ich kann Dir doch nur halb Recht geben. Fassen wir nur einen Augenblick die Weise in's Auge, wie wir die Gottheit in der Natur gefunden haben. Nicht wahr, wir fingen damit an zu sehen, daß das Dasein sich in Wirksamkeit auflöst?

Leopold. Dessen erinnere ich mich sehr wohl.

Ernst. Bewies oder wies ich dieß?

Leopold. Ich verstehe Dich. Ich leugne nicht, daß Du unsere Aufmerksamkeit auf die Wirksamkeit, wodurch Alles besteht, so wecktest, daß es für unser geistiges Auge eine Nothwendigkeit ward, sie zu sehen. Du hast daher Recht, wenn Du behauptest, daß Du sie nicht bewiesen, sondern gewiesen hast. Ich leugne nicht, daß Du auf dieselbe Weise uns gewiesen hast, daß jedes Dinges Wesen auf den Naturgesetzen beruhte, wonach sie hervorgebracht werden, und daß Du uns dazu hast sehen lassen, daß die Naturgesetze dasselbe sind wie die Vernunft in der Natur. Ich beschaue noch mit Dir die große Einheit, welche das Ganze ausmacht, und wie diese Einheit eine unendliche selbstständige Vernunft ausmacht. Ich fühle ganz die Wichtigkeit dieser unendlichen Schau. Ich sehe jetzt ein, daß Das, was ich auf diese Weise gefaßt habe, mir nie wird entrissen werden können. Kaum hätte ich meinen Ein-

wand vorgebracht, wenn es nicht eine alte Ueberzeugung bei mir wäre, woraus er entsprang.

Ernst. Also, meine Freunde, nicht auf eine Kette von Vernunftschlüssen wird unsere Gewißheit von dem Göttlichen gebaut, sondern in einer geistigen Beschauung haben wir sie gefaßt. Bei Vielen ist diese Beschauung noch nicht zur Klarheit gekommen, sondern ist nur dunkle Ahnung; bei Diesen ist die Religion nur Gefühl, aber ein heiliges Gefühl, mehr werth als alle die Zweifel, womit Jemand versucht haben kann, es zu verwirren.

Leopold. Da stimme ich vollkommen mit Dir überein.

Ernst. Scheint Euch denn nun, daß irgend eine Schwierigkeit bei der Betrachtung des Einzelnen unser Vertrauen auf die Wahrheit, die wir gewonnen haben, sollte stören können?

Felix. Unmöglich! Jede Nichtübereinstimmung, die wir entdecken könnten, kann nur wie eine Dissonanz in einem Tonstück betrachtet werden; sie kann sich darin nur als Mittel zum Zusammenklang des Ganzen befinden.

Ernst. Vortrefflich kommst Du meinem Gedanken entgegen. In dem Wesen der Dinge können wir unmöglich irgend eine Unvollkommenheit oder etwas Häßliches finden, da es Eins ist mit der Vernunft selbst. In dem Zufälligen bei den Gegenständen, in Dem, was auf ihrem Verhältnisse zu anderen beruht, muß also die Quelle zu dem Unvollkommenen gesucht werden. Aber diese Dinge können sich doch nur für die endliche Betrachtung in solchem Lichte zeigen; ihr Grund und Wesen gehört mit zu dem Ganzen, und kann nichts Unvollkommenes oder Häßliches an sich haben. Doch die Untersuchung über diesen Gegenstand ist weitläufig, und gehört zu den wichtigsten in der Philosophie. Ich habe deßhalb lieber zeigen wollen, daß unsere Vergewisserung von dem Göttlichen in der Welt davon unabhängig sei, als den Versuch machen, sie auszuführen.

Gespräch über die Symmetrie.

Gespräch über die Symmetrie.

Alfred, Hermann.

Hermann. Das Gespräch, das wir vor einiger Zeit gehalten*), führt mich heute zu Dir. Während ich in gewissen Hinsichten mich von Deiner Theorie angezogen fühle, finde ich mich in einigen anderen Hinsichten abgestoßen. Vielleicht würde ich bei fortgesetztem Nachdenken viele von meinen Bedenklichkeiten selbst heben können; aber Du weißt, daß ich im Begriff stehe, eine lange Reise anzutreten, welche meine Gedanken zu sehr in Anspruch nimmt, um neuen Gedankenreihen Raum zu gönnen. Wann ich zurückkomme, bist Du nicht mehr hier; ich ergreife deßhalb die Zeit, die uns noch übrig gelassen ist, um die Sache mit Dir zu erwägen, wenn Dir dieß gelegen ist.

Alfred. Vollkommen. Bei solchen Gesprächen entwickeln wir unsere Gedanken gegenseitig.

---

*) Vergl. das Gespräch: Ueber die Gründe des Vergnügens, welches die Töne hervorbringen, in den „Neuen Beiträgen zu dem Geist in der Natur".

Hermann. So will ich Dir meine Bedenklichkeiten vortragen, und hoffe, daß Du es entschuldigen wirst, wenn sie verrathen sollten, daß ich in Deine Gedanken nicht ganz eingedrungen bin.

Alfred. Sprich wie ein offenherziger Freund ohne Umschweife.

Hermann. Indem ich an unser Gespräch zurückdenke, scheint es mir, daß wir von lauter Dingen gehandelt haben, welche kein Schönheitsfreund schön nennen wird. Es waren nicht große Werke der bildenden Künste, oder Werke von großen Componisten, oder die Blumenpracht des Pflanzenreiches, von dessen Schönheiten wir Rechenschaft ablegten, sondern wir sprachen von Zirkeln, Polygonen, von Dreiklängen und dergleichen, was nur ein geringes Schönheitsgepräge hat.

Alfred. Es ist wahr, daß wir alles Das bei Seite ließen, was Du hier nanntest, und Du könntest noch Vieles hinzufügen. Wir versäumten, von dem Hohen, von dem Begeisternden, von der Freude an Licht und Farben, von dem Sittlich-Schönen, und gewiß noch von vielen anderen höchst wichtigen Dingen zu handeln, welche zur Schönheitslehre gehören. Ich habe seitdem daran gedacht, wünschte aber doch deßhalb nicht, daß das Gespräch eine andere Wendung genommen haben möchte; nur Eins wünschte ich, das wir nicht versäumt hätten.

Hermann. Und Das ist?

Alfred. Meine Freunde auf diese Verluste aufmerksam zu machen. Das Gespräch muß für sie, wenn sie daran zurückdenken, einen Eindruck hinterlassen, als ob es die ganze Schönheitslehre hätte abhandeln wollen, da es die Sache doch nur aus einem einzigen Ausgangspunkt betrachtete und ihn in Einer Richtung verfolgte, aber bei weitem nicht so weit, als diese Richtung selbst erlaubte. Ich will Dir jedoch sagen, in welcher Hinsicht ich dennoch zufrieden bin bei dem Rückblick auf unser Gespräch, ich meine, daß es ein guter Anfang zu einer Untersuchung der Schönheit ist.

Hermann. Hierüber wünschte ist, daß Du Dich näher erklären möchtest.

Alfred. Nicht wahr, unser Gespräch beabsichtigte eigentlich eine Naturlehre des Schönen?

Hermann. Es ist wahr, das ist nicht der gewöhnliche Gang.

Alfred. Ich meine nun, daß in unserm Gespräch eins von den Grundgesetzen der Schönheit aufgestellt wurde. Wir haben dieß weder merklich weit in der Anwendung geführt, auch nicht gehörig begrenzt; aber es scheint mir doch aus unserer Verhandlung hervorzugehen, daß es eine Naturlehre des Schönen geben kann, und daß sich uns Aussichten eröffnen, das Schöne wie andere Theile der Naturlehre zu behandeln. Ich freue mich im voraus auf die Vollkommenheit, welche die Schönheitslehre hiedurch einmal erlangt, obgleich diese in eine ferne Zeit fallen wird, welche ich nicht erleben kann. Ich vergleiche ihre Zukunft mit Dem, was die Geschichte der übrigen Naturlehre uns zeigt. Da die Menschen im Beginn des Geschlechtes — ich meine die ersten Jahrtausende — sich eine Naturlehre zu bilden versuchten, wandten sie den Blick auf die Welt in deren Gesammtheit und Größe. Die Fragen waren: wie die Welt entstanden sei, ob die Erde von Feuer oder Wasser hervorgebracht sei, ob die Sonne ein Feuer sei u. s. w. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie in ihrem weithinschwebenden Denken auf manche Wahrheit trafen, doch meistens in einer etwas nebelhaften Unbestimmtheit; aber es war erst in einer weit spätern Zeit, als das wieder erwachte Geschlecht die Nothwendigkeit sah, einen weit bescheidnern Weg einzuschlagen, daß der Grund zu dem Reichthum von bestimmten Einsichten gelegt wurde, den wir jetzt haben und täglich vermehren. Es ist unglaublich, wie lange es währte, ehe man zu der klaren Auffassung und Anwendung der Wahrheit gelangte, daß das Unbeseelte sich nicht selbst zu einer Veränderung bestimmen kann, daß die Gesetze der gleichmäßig wachsenden Geschwindigkeit ganz

in ihrem Grundbegriffe liegen, daß die Luft Gewicht hat, daß die Wärme ausdehnt und Anderes mehr. Aber es ist die Einsicht in dergleichen sehr einfache Wahrheiten und die Anwendung davon, welche uns zum Ausgangspunkt für Untersuchungen gedient hat, die uns langsam, aber sicher zu einer so umfassenden und eindringenden Wissenschaft geführt haben, daß die Altzeit, wenn sie erwachen und sie sehen könnte, sie bewundern würde.

Hermann. Aber besteht diese Vortrefflichkeit der Wissenschaft nicht vornehmlich in ihrem großen Nutzen? Haben dagegen nicht viele große Geister darüber geklagt, daß sie uns nicht in die wahren Geheimnisse der Natur einführte? Habe ich hierin Recht, so wird eine Naturlehre der Schönheit uns nicht weit führen.

Alfred. Es ist wahr, daß einzelne Dichter und zu Dichtungswerken besonders hingewandte Geister, so wie auch einzelne Metaphysiker, namentlich in Deutschland, über die Ohnmacht unserer Naturwissenschaft gespottet haben; aber ihr Spott fällt auf sie selbst zurück. Sie haben sich so in eine einzelne Gedankenrichtung verrannt, daß sie sogar vergaßen, was sie selbst wußten. Sie scheinen ganz die große Vollkommenheit vergessen zu haben, zu welcher die Astronomie gebracht ist. Wenn sie auch selbst nicht viel davon gelernt haben, muß doch die Sicherheit, womit diese Wissenschaft uns nicht bloß einige wenige, sondern in Wahrheit unzählige Himmelsbegebenheiten voraussagen läßt, ihnen ein Bekenntniß von der hohen Vollkommenheit dieser Wissenschaft abnöthigen.

Hermann. Diese können sie wohl nicht leugnen; aber sie behaupten, daß alles Dieß nur Verstandeswerk ist, und daß es nicht unsere Auffassung von den göttlichen Dingen, und auch unsern poetischen Sinn nicht, folglich nicht des Menschen höhere Bildung betrifft.

Alfred. Ich habe wohl solche Aeußerungen gelesen, aber sie kommen mir im höchsten Grade unüberlegt vor. Daß die

Wissenschaft uns die Figur und Größe der Erde gezeigt hat, daß sie uns die Himmelsbegebenheiten vorausberechnet, daß sie uns der Erdkugel Thier- und Pflanzenwelt darstellt, nicht bloß in ihrer jetzigen Gestalt, sondern so wie sie war, ehe das Menschengeschlecht entstand, ist doch wohl Etwas, das auch der am höchsten schwebende Menschengeist seines Wissens würdig finden muß! Würde man Den nicht für roh und stumpf erklären, der solch ein Wissen wenig werth fände? Ich könnte noch viele andere Beispiele nennen; aber ich will nur noch Eins anführen, das doch doppelt ist: unsere künstlichen Vergrößerungswerkzeuge. Laßt den überpoetischen oder überphilosophischen Verächter der Naturwissenschaft durch ein treffliches astronomisches Vergrößerungsglas den Himmel anschauen! Er wird dem Blick in die Natur, welche ihm dadurch geöffnet wird, seine Bewunderung nicht versagen können. Laßt ihn einen Wassertropfen durch ein Mikroskop betrachten! Die Welt von Leben und Bewegung, welche sich ihm hier vor Augen stellt, wird ihm das Geständniß abnöthigen, daß die Wissenschaft Geheimnisse offenbart hat, welche ihm sonst ewig verborgen geblieben sein würden. — Mit allem Diesem will ich nur sagen, daß unsere Naturwissenschaft uns den rechten Weg zu den Geheimnissen der Natur zeigt; aber ich bin dagegen so sehr wie irgend Jemand überzeugt, daß Das, was sie uns bisher gelehrt hat, gegen ihren unermeßlichen Reichthum unendlich wenig ist. Kein Neueingeweihter in diese Wissenschaft darf darüber klagen, daß ihm nicht hinlänglicher Stoff für seinen Entdeckungsgeist übrig sei. Lass' denn die Naturlehre des Schönen bescheiden mit einzelnen gering scheinenden Grundwahrheiten beginnen, und lasset uns mehr von deren Zukunft hoffen.

Hermann. Da muß ich es wohl der Kindheit dieser Deiner Theorie zuschreiben, daß sie keine Anwendung, keine Vorschrift für Ausführung oder Beurtheilung von Schönheitswerken darbietet.

Alfred. Ich hoffe wirklich, daß es nur an dem großen Abstand der Theorie von ihrer Vollendung liegt; indeß kenne ich auch keine frühere, welche für die Anwendung Früchte getragen hätte.

Hermann. Darin kann ich Dir doch nicht Recht geben. Sollte Aristoteles oder Winkelmann ohne Wirkung auf den Geschmack gewesen sein?

Alfred. Du mißverstehst mich. Diese beiden und mehrere Denker haben den Zusammenhang zwischen den Eigenthümlichkeiten dargestellt, welche den Schönheitseindruck in gewissen Classen von Schönheiten hervorbringen; sie haben gewisse wichtige Schönheitsgesetze dargestellt, welche sie von ihren Beobachtungen darüber abgeleitet hatten. Sie haben hiedurch viel bewirkt, und zwar durch Befolgung einer der wichtigsten Verfahrungsweisen der Naturforschung, nämlich aus Beobachtungen über Wirkungen, deren Grund man nicht kennt, Gesetze zu finden, welche einen bedeutenden Umfang haben. Wenn ich nicht fürchtete, gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch zu sehr zu verstoßen, würde ich sagen, daß wir viele Bruchstücke der Naturlehre des Schönen haben.

Hermann. Aber versuchte Aristoteles nicht die Schönheitsgesetze aus einem Grundsatze, der Nachahmung der Natur, abzuleiten?

Alfred. Man kann wohl kaum sagen, daß er sie daraus ableitete, sondern nur, daß er sie damit verknüpfte.

Hermann. Aber wenn die Schönheitstheorien so unfruchtbar sind, so muß man sie auch unnütz nennen, denn es ist ja doch nur durch die Anwendung, daß eine Theorie ihren Werth erhält. Doch dieß kann vielleicht auf Deine nicht angewandt werden, wenn sie einmal zur Vollkommenheit gebracht wird!

Alfred. Ich darf behaupten, daß Du hier ein Urtheil über Theorien gefällt hast, das Du selbst nicht billigen wirst. Theorie ist Einsicht; aber Einsicht ist der höchste Genuß unsers

geistigen Daseins. Uebrigens wird die wirkliche Einsicht, die des Dinges wahres Wesen getroffen hat, wenn auch nur von einer gewissen Seite, immer zu einer künftigen Anwendung führen.

Hermann. Du hast Recht. Mein Einwand war unüberlegt und steht im Streit mit meinen wohlerworbenen Ueberzeugungen.

Alfred. Du hast wahrscheinlich andere Einwendungen. Ich unterhalte mich gern mit Dir darüber.

Hermann. Vielleicht kommen die Einwendungen, welche mir noch einfallen, zu früh; sonst würde ich sagen, es habe etwas Unbegreifliches, daß die geheime Vernunft in den Dingen so große Wirkungen auf uns hervorbringen sollte, als sie die Schönheit wirklich ausübt.

Alfred. Du berührst hier einen wichtigen Punkt, worüber ich mir wohl zutraue, nöthige Aufklärungen zu geben; aber um diese auszuführen, würden mehrere Zusammenkünfte von uns nöthig sein. Ich hoffe, daß wir wohl einmal zu einer Zeit zusammentreffen werden, wo die Stunden uns nicht so karg zugemessen sind; für den Augenblick laß mich an der ganz allgemeinen Bemerkung halten, daß unsere ganze sinnliche Natur nach denselben Gesetzen eingerichtet ist wie die geistige, so daß Du mindestens nicht eine Unwahrscheinlichkeit darin finden wirst, daß Das, was die eine dieser Seiten unsers Wesens zufriedenstellt, auch die andere, wenn gleich unter vielen einschränkenden Bedingungen befriedigt.

Hermann. Wohlan! ich gebe es zu, das paßt zur Harmonie der Schöpfung.

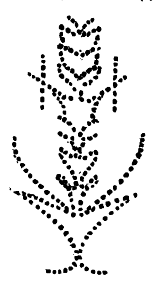
Alfred. Aber während ich mich mit Hinsicht auf jene große Frage zurückzuziehen wünsche, würde ich dagegen ein Vergnügen darin finden, Dir einige Aufklärungen und Beispiele mitzutheilen, welche sich Dem ganz nahe anschließen, was wir früher gesprächsweise abhandelten.

Hermann. Es wird sicher auch mir ein Vergnügen gewähren.

Alfred. Wir handelten nicht von der Symmetrie, welche doch zu einem der bemerkbarsten Schönheitsverhältnisse gehört, so weit wir uns an die reinen Formen halten.

Hermann. Gewiß ist es merkwürdig, daß wir auf die Wiederholung derselben Sache so großen Werth legen.

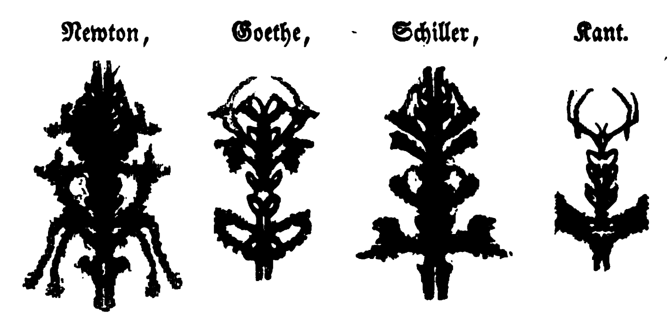
Alfred. Die bloße Wiederholung ist keineswegs Symmetrie, sie stellt sich nur durch Gegensatz, als Einheit angeschaut, dar. Schreibe zwei unsymmetrische Zahlen, z. B. 33 nach einander, sie geben Dir keine Symmetrie; aber kehre die eine um und stelle sie zusammen, entweder Ƹ3 oder 3Ƹ und Du hast volle Symmetrie. Es ist leicht, Versuche hierüber anzustellen. Lege ein Stück Papier zusammen, und beschneide die nicht zusammenhängenden Ränder, wie Du willst, nur beide zugleich, und Du wirst, wenn Du sie auseinanderfaltest, eine symmetrische Figur haben, welche das Auge mehr oder minder befriedigt. Schreib auf ein Stück Papier einen Namen, z. B. Newton, und biege darauf das Papier zusammen, so daß die Zusammfaltungslinie dicht unter dem Namen liegt, und durchstich nun diesen Namen mit einer Nadel, so wirst Du, wenn Du das Papier wieder ausbreitest, eine symmetrische Figur haben.



Noch merkwürdiger wird diese Symmetrie, wenn man innerhalb eines schon gebrochenen und dann entfalteten Papiers längs der Falte einen Namen schreibt und rasch das Papier zusammenlegt mit Hinzufügung eines Druckes. Wenn man das Papier

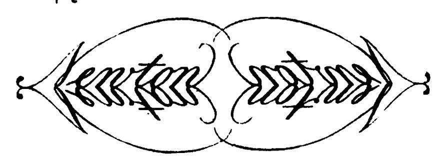
dann wieder entfaltet, steht eine symmetrische Figur da. Diese wird Spuren davon zeigen, daß die Tinte durch den angewendeten Druck ausgelaufen, aber da dieß gleichzeitig auf beiden Blättern geschehen ist, verursacht dieser Umstand ein Gepräge von Freiheit, das den Eindruck sehr erhöht. Die Figuren, die Du hier siehst, sind auf diese Weise gebildet von den Namen:

Newton, Goethe, Schiller, Kant.



Hermann. Aber Du stellst alle diese Namen senkrecht; würde man sie eben so symmetrisch finden, wenn man sie den Schriftlinien parallel legte?

Alfred. Wenn man sie horizontal legte, würde man etwas an der Symmetrie vermissen, denn es würde sich keine Symmetrie zwischen der rechten und linken Seite davon finden, man würde seine Forderungen in dieser Hinsicht erst befriedigt finden, wenn man zwei so umgekehrt in entgegengesetzter Richtung zusammensetzt:



Nur wirst Du hier einen andern Umstand finden, der die Befriedigung vermindert; Du liest den Namen in dem einen Viertel des Ganzen mit Leichtigkeit, und findest ihn sogar nur mittelmäßig geschrieben: dieß stört. Mit Hinsicht auf die senkrecht

stehende Figur unterscheidest Du, unserm täglichen Urtheil über die umgebenden Gegenstände zufolge, sehr bestimmt zwischen oben und unten, und forderst keine Symmetrie zwischen diesen.

Hermann. Könnte dieß nicht darauf beruhen, daß wir selbst nach Rechts und Links symmetrisch sind, dagegen nicht Oben und Unten.

Alfred. Es hängt unleugbar damit zusammen; aber die ganze Erdoberfläche ist mit Gestalten erfüllt, in welchen dasselbe Verhältniß stattfindet, und dieß hat seinen tiefen, aber doch leichtfaßlichen Grund in großen Naturgesetzen. Die Schwere, durch welche alle Gegenstände an der Erde gehalten werden, zieht die Dinge von oben herabwärts; das Licht, welches Alles belebt, wirkt von oben. Diese zwei Verhältnisse haben auf unzählige Art Einfluß auf die Entwickelung aller Gegenstände.

Hermann. Diese Gründe scheinen mir gültig, selbst wenn sie nicht die einzigen sein sollten. Ich fühle nun recht, wie nöthig es bei der Beurtheilung der Schönheitsverhältnisse ist, sich nicht von einem Grundsatze abschrecken zu lassen, weil der Anwendung desselben Schwierigkeiten entgegentreten, und daß man auf der andern Seite sich keineswegs mit einer blinden Anwendung irgend eines Grundsatzes begnügen, sondern alle Daseinsbedingungen mit zu Rathe ziehen muß, um die rechte Anwendung davon zu machen. Aber indem ich Dir hier vollkommen Recht geben muß, entsteht bei mir eine neue Frage hinsichtlich Deiner Theorie. Die schöne Form soll der Ausdruck eines Gedankens sein. Ist eine Schönheitsform sehr allgemein verbreitet und in unzähligen Fällen eine Schönheitsbedingung, so muß, meine ich, der in ihr ausgedrückte Gedanke eine große und sehr wichtige Bedeutung haben.

Alfred. Das räume ich ein, obgleich ich es nicht zugeben kann, daß es eine Widerlegung meiner Theorie sein würde, sondern nur eine unaufgelöste Schwierigkeit, wenn man hie und dort dieser Forderung nicht genügen könne; indeß wird sich dieß fast immer thun lassen, und im gegenwärtigen Falle

brauche ich keine Ausnahme zu verlangen. Das Gesetz des Gegensatzes ist eins von den großen Grundgesetzen der Natur. Denn wofern nicht in der Natur, im Ganzen genommen, jeder Bewegung eine entgegengesetzte entspräche, würde sie nicht in ihrem Gleichgewicht sein können. In jedem Kreislaufe, mag er nun in einem Kreise geschehen oder nicht, giebt es eine Unendlichkeit von entgegengesetzten Richtungen, welche — wenn sie alle in Einem Punkt vereinigt wären, einander aufheben und Gleichgewicht und Ruhe hervorbringen würden. Je vollkommener wir die Kräfte kennen lernen, welche die innere Veränderung der Körper bewirken, desto mehr zeigt sich das Gesetz des Gegensatzes darin: entgegengesetzte Schwingungen in Licht und Wärme, entgegengesetzte Magnetkräfte, entgegengesetzte elektrische Kräfte, entgegengesetzte chemische Wirksamkeiten, wie Brennbarkeit und feuernährende Wirksamkeit, Sauerheit und Alcalität. Ich weiß sehr wohl, daß diese sich auf einfachere, mehr grundwesentliche zurückführen lassen; aber da dieß, weit entfernt unserm Hauptgedanken entgegen zu sein, ihm sogar günstig ist, will ich mich hier nicht dabei aufhalten. Wenn die Gegenstände hier auf Erden nicht durch die Weise, wie sie Theile des Ganzen ausmachen, gehindert würden, selbst mit dem Gesammtheitsgepräge der Symmetrie aufzutreten, würden sie alle symmetrisch sein, aber bei alle dem sehen wir die Symmetrie verbreitet genug, namentlich im Thierreich.

Hermann. Aber Du scheinst mir eher die Naturgemäßheit der Symmerie als ihre Begründung in der Vernunft dargethan zu haben.

Alfred. Schon dieß, daß das Gesetz des Gegensatzes ein Naturgesetz ist, zeigt, daß es ein Vernunftgesetz ist; denn die Naturgesetze sind Vernunftgesetze. Dieß muß nicht bloß Jeder annehmen, der davon überzeugt ist, daß die Vernunftgesetze Vorschriften der göttlichen Vernunft sind; sondern es kann sogar gezeigt werden, ohne von diesem Grund auszugehen, und zeigt sich so, daß wir auf dem Wege der Natur-

wissenschaft zur ersten Quelle derselben zurückgeführt werden. Doch es würde uns zu weit von unserm Gegenstand abziehen, wenn wir jetzt uns dabei aufhalten wollten; aber Du wirst Dich vielleicht dadurch zufriedengestellt finden, daß ich Dir unmittelbar zeige, daß das Gesetz des Gegensatzes ein Grundgesetz ist in der Wirksamkeit unsers denkenden Wesens.

Hermann. Wenn ich es recht bedenke, finde ich es nicht nothwendig; unser Gedanke beschäftigt sich ja unaufhörlich mit Gegensätzen.

Alfred. So will ich Dich nur bitten, mit mir bei der innerlichsten und grundwesentlichen Auffassung dieses Gedankens zu verweilen. Wenn wir über einen Gedanken nachdenken, und diese Geisteshandlung vor unser Bewußtsein ziehen, so wird es uns klar, daß wir sowohl diesen Gedanken als Glied in unserer Gedankenreihe, als Theil unserer denkenden Wirksamkeit haben, und daß wir ihn zugleich als Gegenstand vor unser Denken und Betrachten hinstellen. Kurz, um ein paar fremde Wörter zu gebrauchen, welche uns so gewöhnlich sind: der Gedanke hat seine subjective und objective Seite, und vereint in seiner Einheit die beiden Gegensätze. Dieß tritt noch lebendiger hervor, wenn das denkende Wesen sich selbst denkt. Es ist dann auf einmal das Denkende und das Gedachte, Ein Wesen, welches innerhalb seiner selbst den Gegensatz geweckt hat, und ihn in seiner Einheit zusammenfaßt.

Hermann. So scheint die Symmetrie die Grundform für das Harmonische zu sein. In welchem Verhältniß steht dieß zu dem alten Satze, daß Schönheit Einheit im Mannigfaltigen ist?

Alfred. Dieser Satz drückt unleugbar ein Schönheitsgesetz aus; nur dürfen wir keineswegs sagen, daß das Schöne eine Einheit im Mannigfaltigen ist, sondern daß wir Schönheit da finden, wo sich eine solche Einheit im Mannigfaltigen zeigt, welche die Einbildungkraft fassen kann. Aber es ist doch nur eins von den Schönheitsgesetzen, nicht der Ausdruck für das

Wesen der ganzen Schönheit. So weit wir uns ausschließend an Formen halten, kann man diese Mannigfaltigkeit auf die Symmetrie zurückführen; so ist der Umkreis des Zirkels in allen Richtungen symmetrisch, hat eine unendliche Symmetrie; aber wir haben doch gesehen, daß dieß nicht der einzige Gedanke ist, welcher sich darin offenbart. Die gleichseitigen Vielecke haben eine große Symmetrie, welche in den paarseitigen (deren Seitenanzahl gerade ist) im Ganzen genommen größer ist als in den unpaarseitigen, soweit nämlich diese nicht wieder durch das Auge leicht in gewisse größere symmetrische Theile, z. B. das Neuneck, eingetheilt werden.

Hermann. Du schränktest Deinen Satz durch die Worte ein: so weit man sich bloß an Figuren hält. Wie meinst Du das?

Alfred. Die bloße Figur steht selten allein; sie wird oft durch Wirksamkeiten hervorgebracht, welche die Schönheit reicher machen. Ich will eines der einfachsten Beispiele wählen. Wir werfen einen Stein in stilles Wasser. Er erregt die wohlbekannten Wellenkreise, eine Reihe von Kreisen mit gemeinschaftlichem Mittelpunkt. Hier haben wir nicht bloß die Kreise, von denen jeder für sich eine unendliche Symmetrie enthält; sondern die Bewegung, durch welche sie gebildet werden und sich fortgesetzt entwickeln, treten auch vor das Auge auf. Schon die Bewegung und die Entwickelung giebt diesem Anblick ein Leben, welches die bloße Figur nicht hat; aber der Glanz, welchen die Wellen vom Licht empfangen, Abwechselungen von Licht und Schatten, welche sich darin zeigen, geben dem Eindruck eine Schönheit, welche diejenige weit übertrifft, die die Kreise allein haben können.

Hermann. Ich muß durchaus einig mit Dir sein über den Eindruck; aber hinsichtlich der Theorie muß ich bemerken, daß wir hier eine Sammlung von Schönheitseindrücken vor uns haben, aber keine Einheit.

Alfred. Diese Einheit läßt sich doch zeigen. Es sind

nicht die Kreise, welche hier den Ausgangspunkt bilden, sondern die Bewegung. Diese bildet die Kreise, kreisförmige Wellenberge und Wellenthäler. Sie sind nothwendige Folgen der Bewegungsgesetze, aber sie können vom Auge nicht ohne das Licht aufgefaßt werden, und so wahr wie sie gesehen werden sollen, müssen sie in ihrem Lichtverhältniß auftreten mit Glanz, mit Licht und Schatten, und mit dem Lichtspiel, das die Bewegung giebt.

Hermann. Wohlan, ich gebe zu, daß hier eine Einheit in der Mannigfaltigkeit ist; aber ich finde hier noch etwas mehr.

Alfred. Ganz gewiß. Erinnere Dich, daß ich eben sagte, Einheit in der Mannigfaltigkeit sei nur ein sehr einseitiger Ausdruck für die Gedankenfülle, welche das Schöne enthält.

Hermann. Hätte ich nur dieß im Sinne, würde ich Dir Unrecht gethan haben; nein, Das, was ich meine, ist, daß Du einen neuen Bestimmungsgrund in das Schöne einführst, das Wirksame, das Lebendige.

Alfred. Du hast vollkommen Recht.

Hermann. Aber ist denn auch hierin ein Vernunftgepräge?

Alfred. Schau in Dich selbst hinein! Ist nicht all Dein geistiges Sein zugleich ein Wirken? Viele Logiker ziehen freilich den Gedanken stark davon ab. Sie sagen sogar bisweilen, daß der Gedanke denkt; aber dieß ist eben so unwahr wie sprachwidrig. Jeder wird einsehen, daß es heißen muß, das Denkende denkt. Die Wirksamkeit gehört grundwesentlich mit zu unserm denkenden Wesen. Dasselbe gilt von der Natur. Deren Gesetze sind Vernunftgesetze; aber sie haben kein von dem Wirksamen in der Natur getrenntes Dasein, gleich wie auch das Wirksame kein besonderes Bestehen hat. Der Gedanke kann auf einer von diesen beiden Seiten des Daseins verweilen; aber in der Wirklichkeit sind sie unzertrennlich. In einigen unserer Betrachtungen macht die eine, in anderen die

andere sich mehr geltend. So auch im Schönen; bald verweilen wir mehr bei der innern Uebereinstimmung (Harmonie), bald bei dem Lebensvollen darin. Wo das Harmonische zu entblößt ist von der Lebendigkeit, nennen wir es todt.

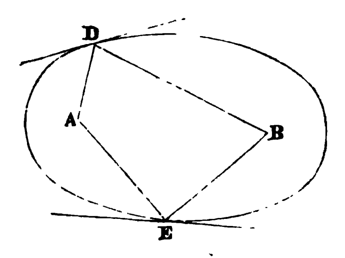
Hermann. Ich glaube Dich zu verstehen; außer dem Harmonischen muß das Schöne auch sein Begeisterndes haben. Aber wie stellst Du Dir das Erhabene vor?

Alfred. Ich will gern meinen Gedanken darüber mit einigen Worten angeben; es scheint mir das Gepräge der Selbstständigkeit der Vernunft zu sein. Aber ich wünschte nicht, daß unser Gespräch sich von dem entfernt, was ihm näher liegt. Erlaube, daß ich noch einmal auf unsere Wellenkreise zurückkomme. Du hast sicherlich oft gesehen, wie mehrere von diesen Kreisen einander schneiden. Hiedurch entstehen denn neue merkwürdige Verhältnisse. An jeder Stelle, wo ein Wellenberg den andern schneidet, bildet sich ein eigener Gipfel, welcher sich über den übrigen Rücken der Wellenberge erhebt. Auf gleiche Weise bilden die Zusammenstöße der Wellenthäler eigene Vertiefungen, aber da wo Wellenrücken Wellenthal schneidet, geschieht eine Ausgleichung, wohindurch sich die Wellenrücken doch heimlich fortsetzen. Du wirst Dich sicherlich erinnern, dergleichen gesehen zu haben.

Hermann. Ja wohl! Der Anblick hat mich oft ergötzt; aber ich gestehe, daß ich früher nicht darüber nachgedacht habe. Jetzt, da Du mich an die Sache erinnerst, fällt es mir ein, daß alle diese Schneidungen in einer für das Auge erkennbaren Ordnung liegen. Ich begreife jetzt, wie dieser Anblick mich anziehen konnte.

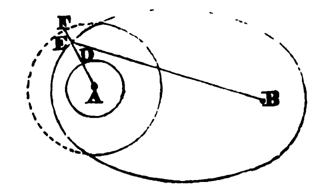
Alfred. So wirst Du mir nun willig zu einem Versuche folgen, worin die Wellenbewegung eine Schau darbietet, die zugleich eine große Mannigfaltigkeit und eine klare Einheit einschließt. Man braucht zum Versuche ein flaches Gefäß mit elliptischem Umkreis. Die Ellipse hat bekanntlich zwei Hauptpunkte, welche man Brennpunkte nennt, und sie haben eine solche Stellung,

daß zwei von einem Punkt im Umkreise zu ihnen hingezogene Linien, gleich große Winkel mit der Tangente bilden, die sich zu diesem Punkt ziehen läßt. Sieh hier eine Figur, welche einige Beispiele davon zeigt. A und B sind die Brennpunkte.



AD und BD sind zwei Linien, welche wir, ohne uns an die Kunstsprache zu halten, Strahlenlinien nennen wollen; bei D siehst Du eine gerade Linie, welche gleiche Winkel mit beiden bildet, und mit dem unendlich kleinen Theil des Bogens zusammenfällt, welchen sie berührt. Im Schneidungspunkt von AE und BE siehst Du dasselbe. Jedes Paar zusammengehörender Strahlenlinien machen immer, wenn sie zusammengelegt werden, eine gleiche Summe aus. Nach dieser vorausgeschickten Erklärung, welche Dir kaum fremd war, aber welche Du zu unserem Zwecke Dir lebhaft vor Augen stellen mußtest, kann ich zu unserem Gegenstand kommen, doch muß ich Dich um die Geduld für eine Entwickelung bitten, die nicht kurz gefaßt werden kann, wie die Leichtfaßlichkeit des Gedankens erwarten lassen mußte. Betrachten wir die folgende Figur und lassen wir A den Brennpunkt der elliptischen Wasserfläche darstellen, von welchem die Wellenbewegung ausgeht. Ich bezeichne in dieser Figur nur zwei Wellenkreise, von welchen der eine ganz innerhalb der Grenzen der Wasserfläche fällt, der andere nur zum Theil. Den Theil dieses andern Wellenkreises, der außerhalb der Grenzen liegt, bezeichne ich mit Pünktchen. Vom Punkt A geht nun eine bewegende Wirk-

samkeit in allen Richtungen aus; wir wollen jede solche Kraftrichtung einen Wellenstrahl nennen. Der Theil des größeren



Wellenkreises, welcher außerhalb der Grenzen fällt, hat in einem frühern Augenblick dagegen gestoßen; aber es ist nun ein Naturgesetz, daß jeder anstoßende Wellenstrahl unter einen eben so großen Winkel zurückkehrt als der ist, unter welchem er einfiel. Der Wellenstrahl, welcher auf den Widerstand bei E traf, aber nicht bis F kommen kann, wird nun zurückgeworfen, so daß der zurückgehende Strahl einen eben so großen Winkel macht mit dem unendlich kleinen Theil der Ellipse, worunter er ihn trifft, wie der, worunter er einfiel, oder, wie man sagt: der Ausfallwinkel ist gleich dem Einfallwinkel. Nach dem, was ich schon von den Eigenschaften der Ellipse erwähnt habe, muß also dieser zurückgeworfene Strahl EB zu dem andern Brennpunkt B gehen, und wenn die Wellenbewegung dort angekommen ist, hat sie gerade einen eben so langen Weg durchlaufen, als wenn sie sich frei in der gleichen Richtung hätte ausbreiten können. Was ich hier von Einem Wellenstrahl gesagt habe, gilt von allen den unzähligen anderen, welche von dem Brennpunkt A ausgehen. Wollte ich der Abbildung eine Art von Annäherung hieran gegeben haben, so mußte ich sie so mit graden und krummen Linien füllen, daß sie für das Auge verwirrt ward. Aber denke Dir nun recht die Folgen der ganzen erregten Wirksamkeit! B empfängt nun von allen Seiten Drücke, welche es zum Mittelpunkt für eine neue Wellenreihe machen, gleich der ursprünglichen. Dieser andere Ausgangspunkt mit seinen Wellenstrahlen wirkt auf den ersten zurück, und beide

befinden sich in einem unaufhörlichen Wirken und Gegenwirken gegen einander. Man bekommt da zwei Schichten von Wellenkreisen, welche sich auf die mannigfaltigsten Weisen schneiden. Die Erhöhungen, welche da gebildet werden, wo die Wellenrücken zusammentreffen, die Vertiefungen, welche die Wellenthäler geben, und die Ausgleichungen, welche durch die Vereinigung von Wellenrücken und Wellenthal hervorgebracht werden, bieten dem Auge neue wohlgebildete Figuren dar. Licht und Schatten fügen noch einen Reichthum von geordneten Eindrücken hinzu. Betrachte die Figur, worin ich es hier darstelle! Du wirst nicht leugnen können, daß sie voll von Abwechselungen ist, und daß der Sinn dabei gleichsam die Einheit darin fühlt. Unsere untersuchende Betrachtung der Sache hat uns schon hinreichend gezeigt, daß Denken von dem Ganzen Rechenschaft giebt, aber ich wünschte, daß ich Dir den Versuch selbst in der Beleuchtung zeigen könnte, worin alle Theile deutlichst gesehen werden. Die Bewegungen und das Lichtspiel erhöhen die Schönheit sehr. Man führt den ganzen Versuch mit Quecksilber aus, das zu dem Uebrigen noch seinen ausgezeichneten Glanz hinzufügt. (Siehe Tafel 1.)

Hermann. Ich gebe Dir gern Recht in allem Diesem; aber alle diese Schönheit besteht doch in einer mannigfaltigen Wiederholung desselben, und gleicht dem freien Schönen, das uns die Natur zeigt, nur wenig.

Alfred. Ungeachtet ich geneigt sein könnte, diese Einförmigkeit zu leugnen, will ich doch nicht darüber streiten, sondern berufe mich lieber auf das, was ich schon zuvor gesagt habe, das wir hier nur von dem einfachsten Mittel handeln, wodurch die Naturwirkungen das Schöne hervorbringen. Ich will mich nicht von diesem Wege wegwagen, sondern will sogar dadurch, das ich ihm folge, Dir Beispiele von einem größern aus Einer Grundwirksamkeit entsprungenen Freiheitsgepräge zeigen können. Betrachte diese Figur. (Siehe Tafel 2.)

Sieh, welche reiche Abwechselung von verwandten Formen

und von Lichtstärke, und doch mit Erhaltung der vollkommensten Symmetrie. Wenn es zum Schmuck an einer runden Decke gebraucht worden wäre, würde man sicherlich gesagt haben, daß hier mit wahrer Künstlerfreiheit eine schöne Wirkung mit geringen Mitteln hervorgebracht worden sei. Aber diese Figur wird hervorgebracht, wenn man auf gehörige Weise durch ein Fernglas das Sonnenlicht auffängt, daß man durch drei sehr kleine runde Löcher hat fallen lassen, welche in großer gegenseitiger Nähe zueinander im Dreieck stehen. Und doch fehlt hier die Farbenvertheilung, welche in diesem Bilde ausgebreitet ist.

Hermann. Weshalb fehlen der Figur diese Farben?

Alfred. Weil sie bestimmt ist da gebraucht zu werden, wo ich will daß Nichts die Aufmerksamkeit von den Formen und der Lichtvertheilung ableitet; aber nun zeige ich Dir eine andere, worin Du auch ihre Farben siehst. Sie sind sowohl symmetrisch vertheilt wie gegenseitig harmonisch nicht minder als die Formen. (Siehe Tafel 3.)

Hermann. Du erräthst leicht, daß ich hierüber eine nähere Erklärung wünsche.

Alfred. Ich muß mich heute damit begnügen, Deinem Wunsch auf eine etwas oberflächliche Weise nachzukommen. Nichts würde mir lieber sein als mit Dir zu einer andern Zeit zusammenzutreffen, wo ich ausführlicher darüber sprechen könnte. Jetzt muß ich mich darauf beschränken, Dir zu sagen, daß das, was Du hier gesehen hast, auf der gegenseitigen Wirkung der Lichtstrahlen aufeinander beruht. Es ist Dir bekannt, daß das weiße Licht, höchst verschiedene farbenhervorbringende Strahlen, also Strahlen von sehr ungleicher Natur enthält. Die von gleicher Natur üben eine gegenseitige Wirkung auf einander aus, und können unter gewissem Zusammentreffen, als Wellenberg und Wellenthal, die gegenseitige Wirkung vernichten; unter anderem Zusamentreffen einander verstärken, wie die Wellen dieß thun, wo Wellenberg auf Wellenberg, Wellenthal auf

Wellenthal stößt. Auf die Stellen, wo gewisse Strahlen einander verdunkelt haben, trifft sehr häufig eine verstärkte Beleuchtung durch andere Strahlen, und hiedurch wird dann eine Vertheilung von Farben und ungleichen Lichtstärken hervorgebracht, welche ganz nach Gesetzen bestimmt sind, deren Einheit man leicht faßt, wenn man sich erst mit der ganzen Sache vertraut gemacht hat. Aber Alles dieß kann nicht in einigen wenigen Minuten hinreichend entwickelt werden. Ich bitte Dich deßhalb, Dich besonders an die Erfahrung zu halten, daß man mit den Strahlen, welche von einem durch einen Strahlensammler gebildeten Sonnenbilde ausgehen, und welche man durch die drei Oeffnungen in das Fernrohr fallen läßt, die ganze Wirkung hervorbringt. Du wirst sicher nicht daran zweifeln, daß diese Wirkung, welche die Physiker vorauszuberechnen vermögen, aus den Naturgesetzen des Lichtes folgt.

Hermann. Gut! Ich muß mich heute wohl damit begnügen.

Alfred. Unter den Zeichnungen welche ich mir gesammelt habe, um die mannigfaltigen Formen recht anschaulich zu machen, die ihren Ursprung aus Kräften haben, welche nach sehr einfachen Naturgesetzen wirken, siehst Du hier auch die elektrischen Figuren. Sieh hier eine Figur, welche ihren Ursprung einem einzigen elektrischen Funken verdankt, der einer Harzscheibe mitgetheilt wurde, welche man dann mit Hexenmehl bestreute. (Siehe Tafel 4, die kleinere Figur.)

Hermann. Wie verstehe ich dieß?

Alfred. Hierin ist Etwas, das die Naturforscher noch nicht eingesehen haben, aber Etwas das leicht begreiflich ist. Die Elektricität hat die noch nicht ergründete Eigenschaft, Biegungen in ihrer Bahn zu machen, Zweige herauszuschießen, jedesmal, wenn sie sich durch einen etwas ausgedehnten Widerstand Bahn brechen soll. Diese Form der Ausbreitung zeigt sie in Körpern der verschiedensten Art, wenn sie nur einen im Verhältniß zu der angewandten Kraft einigermaßen großen Wi-

verstand machen. Sieh hier in der Figur den Punkt, von welchem die Strahlen ausgehen! Von diesem hat ein elektrischer Funke seine Wirkung auf eine Harzscheibe ausgebreitet. Die bestäubten Theile sind die, welche die sogenannte positive Elektricität erhalten haben, welche die entgegengesetzte (negative) anzieht. Aber diese letztere Elektricität ist es, die das Hexenmehl, welches durch feinen Flor oder locker gewebte Stoffe gestreut wird, erhält, und weshalb es zu den Stellen hingezogen wird, welche positive Elektricität haben.

Hermann. Aber ich sehe nicht recht, wie Du dieß für Deine Betrachtungsweise benutzen willst.

Alfred. Es ist auch nicht auf der Stelle einleuchtend; aber deßhalb habe ich sie grade gewählt. Wie unbekannt uns auch das innere Wesen der Elektricität ist, so wissen wir doch von ihr, daß sie zu den am meisten ausgebreiteten Wirksamkeiten der Natur gehört. Ihre Wirkungsweise muß sich nach höchst allgemeinen Naturgesetzen richten, und die Naturlehre zeigt, daß die Naturgesetze Vernunftgesetze sind: die allgemeinsten zugleich die einfachsten. So also stellt die elektrische Figur uns einen Fall dar, wo ein durch das Denken noch nicht entdecktes Gesetz unserem Sinn entgegentritt und eine Art Anschauungsfreude darin weckt.

Hermann. Dieß ist merkwürdig genug. Man betrachtet sie mit doppeltem Vergnügen, wenn man sich vorstellt, daß man sie entstehen sieht.

Alfred. Ich muß Dir noch die mehr zusammengesetzte Figur zeigen, welche entsteht, wenn man einen ununterbrochenen elektrischen Strich über die Harzscheibe zieht, und sie darauf bestäubt. Ich brauche kaum irgend eine weitere Erklärung darüber hinzuzufügen. (Siehe Tafel 4, die größere Figur.)

Hermann. Nein, es ist nur eine lehrreiche Wiederholung; aber sie überascht mich durch ihre Aehnlichkeit mit den Pflanzenformen. Ist diese wesentlich?

Alfred. Das darf ich keinesweges bekräftigen; aber ich

wage doch auf der andern Seite nicht, es in Abrede zu stellen, da die elektrischen, die chemischen und die organischen Kräfte in einem so innigen Zusammenhang mit einander stehen. Soviel ist jedoch gewiß, daß es nach unseren jetzigen Kenntnissen sehr verwegen sein würde, diesen Zusammenhang zu behaupten.

Hermann. Aber erlaube nun, daß ich einen bedeutenden Sprung in unserem Gespräch mache, um einen Angriff auf Deine ganze Theorie zu versuchen. Ich schließe so: Alles in der Natur wird nach Naturgesetzen hervorgebracht; diese sind Vernunftgesetze, von welchen die Dinge folglich Gepräge tragen müssen; hieraus schließe ich denn, daß Alles in der Natur schön sein muß; aber da dieß gegen meine Erfahrung streitet, muß ich Deine Theorie bezweifeln.

Alfred. Diesen Einwand finde ich nicht so schrecklich, als er auf den ersten Blick scheinen könnte. Der Kern meiner Antwort ist die Wahrheit, daß unser Sinnenvermögen, sowohl das innere wie das äußere, nur die am meisten unzusammengesetzten Vernunftverhältnisse fassen kann. Der Gehörssinn faßt nur mit Leichtigkeit die Tonverhältnisse, welche mit sehr kleinen ganzen Zahlen oder leichtfaßlichen Verbindungen ausgedrückt werden können. Der Gesichtssinn faßt gleichfalls nur die am leichtesten überschaulichen Gedanken; aber um diese Wahrheit recht anzuwenden, müssen wir uns zuerst an die Ungleichheit des sowohl äußeren als inneren Sinnenvermögens des Menschen erinnern, derzufolge diese Grenze weit entfernt ist, dieselbe Weite für Alle zu haben. Es ist nicht minder bekannt, daß die Uebung in einem sehr hohen Grade den Sinn schärft, besonders den innern. Der Vernunftgebrauch selbst schärft ihn. Wessen das Denken sich einmal recht bemeistert hat, das prägt sich dem inneren Sinne so ein, daß er Verhältnisse auffaßt, welche ihm vorher unbemerkt vorübergingen. Erfahrung zeigt uns ja die unzähligen Stufen des Schönheitssinnes, von Dem, der nur für Lärm im Takt Gefühl hat bis zu Dem, der die zartesten Feinheiten der Musik genießt; von Dem, der nur die

starken Farben und Farbengegensätze auffaßt bis zu dem höchsten Licht- und Farbensinn; wie von Dem, der nur die rohesten Formgleichheiten auffaßt bis zu Dem, der die feinsten Züge von Leben und Geist in den Werken der bildenden Künste unterscheidet. Und denke Dir nun den lebendigen inneren Sinn, der diese Schönheiten genießt, ohne daß der entsprechende äußere Gegenstand zugegen ist!

Hermann. Du meinst die Einbildungskraft?

Alfred. Aber ich nenne ihr Wesen doch lieber den inneren Sinn. Den Namen Einbildungskraft möchte ich vorbehalten, um die Wirksamkeit zu bezeichnen, worin Verstand und innere Anschauung so vereinigt sind, daß man nicht unmittelbar sich bewußt ist, welchen Theil jede derselben daran nimmt.

Hermann. Nun wohl! Du scheinst mir meinen Einwand beantwortet zu haben.

Alfred. Doch wünschte ich noch Etwas hinzuzufügen. Wundre Dich nur nicht darüber, daß ich die Antwort, welche Dir genügend vorkam, unzureichend finde. Ich habe selbst oft den Einwand erwogen, von welchem wir hier sprechen.

Hermann. Sprich! Du sollst mich nicht unaufmerksam finden.

Alfred. Wenn Du einmal an das zurückdenken wolltest, was wir eben über die Faßlichkeit des Vernunftgepräges für das Sinnenvermögen festsetzen, so würde Dir bald der Einwand einfallen, daß viele verwickelte Verhältnisse doch sehr häufig von einem nur wenig ausgebildeten Sinn aufgefaßt werden. Dieß geschieht bei Denen, welche eine leichtfaßliche Einheit in der Mannigfaltigkeit haben.

Hermann. Dieß würde mich doch nicht in Verlegenheit setzen, denn ich würde mir selbst sagen, daß es die leichtfaßliche Einheit ist, welche der ungebildete Sinn ergreift, aber nicht das Verwickelte selbst.

Alfred. Ich gehe doch etwas weiter und sage, daß die Einheit oft den Ueberblick erleichtert, so daß das Vernunftge-

präge, das nicht recht aufgefaßt werden würde, wenn es allein stände, durch Hülfe der aufgefaßten Einheit vernommen werden wird.

Hermann. Auch das würde ich mir selbst sagen.

Alfred. Vielleicht wird es Dir eben so mit mehreren Verhältnissen gehen, welche ich berühren will. Indem ich nun aussprechen werde, was ich oft darüber gedacht habe, begegne ich einer Schwierigkeit, es zu ordnen; denn über dieselben Gegenstände, ja Klassen von Gegenständen, muß ich Bemerkungen von ganz verschiedener Art machen, welche jedoch zum Theil von der Natur sind, daß der Gedanke zu dem einen gleichsam hinüberschweben will, während der andere vorgeführt wird. Ich will es daher wagen, meine Gedanken in Beispielen mitzutheilen, die ich so wählen werde, daß sie auf viele Fälle etwas Licht werfen. Man ist z. B. einig darüber, den Affen ein häßliches Thier zu nennen.

Hermann. Das willst Du doch wohl nicht leugnen?

Alfred. Nein, aber ich will aufmerksam darauf machen, daß die Vergleichung, welche wir genöthigt sind zwischen dem Affen und dem Menschen zu machen, sehr großen Theil daran hat.

Hermann. Das ist wahr, und oft von verschiedenen Verfassern erwähnt.

Alfred. Aber nun kommt dazu, daß wir beinahe immer des Affen Dasein abgesondert betrachten, und es nicht im Zusammenhang mit der ganzen Natur auffassen. Sein Bau hängt mit seinem Leben auf den Bäumen zusammen. Außerhalb seiner Naturstellung ist er eine unaufgelöste Dissonanz; in seiner ganzen Naturstellung trägt er zur Bildung einer Harmonie bei.

Hermann. Du hast Recht. Ich kann mir denken, daß etwas Aehnliches auf unzählige Fälle Anwendung findet. Wie können wir die Gestalt der Fische recht auffassen, ohne sie uns in ihrem lebenden Dasein im Wasser zu denken! Jedes Thier, jede Pflanze muß in ihrem Naturleben aufgefaßt werden. Aber

es bleiben uns noch die vielen Fälle übrig, wo wir gewisse Thiere, gewisse Pflanzen, gewisse Steinarten schön finden, ohne sie in ihrer Naturentwickelung zu betrachten.

Alfred. Ich darf nicht versprechen alle die Besonderheiten zu erklären, welche hier vorkommen; aber im Allgemeinen darf ich doch bemerken, erstlich, daß wir auf meine von den Dissonanzen in der Musik hergenommene Vergleichung etwas mehr Gewicht legen müssen; wie es dort gewisse Tonverhältnisse giebt, z. B. den Dur- und Mollbreiklang, welche schon an sich dem Ohr behagen, während andere, für sich genommen, Dissonanzen sind, so muß es auch mit den Formen in der Natur sein.

Hermann. Das ist doch nur eine Vergleichung.

Alfred. Aber wir können die Sache leicht näher rücken. Spalte eine symmetrische Figur und Du hast eine Augendissonanz. Stelle Dinge in verschiedener Ordnung zusammen, und es werden gewisse Zusammenstellungen sein, worin nicht bloß die Ordnung hübscher ist, sondern auch jeder einzelne Gegenstand sich besser ausnimmt. Dasselbe muß sich auf die Naturstellung anwenden lassen.

Hermann. Es scheint mir, daß Du Recht hast; aber ich hoffe, daß Du wohl einige Beispiele in Bereitschaft haben wirst, um die Sache näher aufzuklären.

Alfred. Wir finden den Schwan hübsch. Schon sein reines Weiß vereint mit dem Glanze der Federn behagt dem Auge. Unsere Vorstellung pflegt ihn als auf dem Wasser schwimmend aufzufassen, wie es sein Leben mit sich bringt. Hiedurch geschieht es, daß der Gedanke der Reinheit sich unvermerkt mit dem Gedanken an den Schwan verknüpft. Während wir ihn auf dem Wasser schwimmen sehen, sehen wir, wenn es ruhig ist, sein Bild unter ihm, was dem Auge durch eine anziehende Symmetrie wohlthut. Des Schwanes Hals, den wir unter anderen Umständen zu lang finden würden, befriedigt den Blick nicht bloß durch seine schöne Biegung, sondern auch durch

die zur Stärke so passende Abnahme in der Dicke vom Rumpf zum Kopf empor. Unsere Einbildungskraft fügt der brüstenden Stellung des Halses noch den Gedanken an Stolz hinzu. Der rothe Schnabel, der sich zu der übrigen Weiße so gut ausnimmt, erhöht die Schönheit. Das große Auge trägt gleichfalls das Seinige dazu bei; füge noch zu allem diesem den Anblick, welchen man hat, wenn der Schwan seine Flügel erhebt, und uns plötzlich an die Segel des Schiffes erinnert und an sein Vermögen sich in die Luft zu erheben. Mag es immerhin sein, daß die Einbildungskraft zu viel darein legt; das Bild, daß sie sich von dem Schwan bildet, ist schön.

Hermann. Du legtest viel Gewicht auf die Weiße des Schwanes; aber es giebt doch schwarze Schwäne.

Alfred. Das ist wahr; aber an Schönheit stehen sie auch weit hinter den weißen zurück. Doch ich habe noch etwas über den Schwan zu bemerken. Denke Dir, daß Du ihn nie anders als in einem Hühnerhof wie ein Hausthier hättest umhergehen sehen, Du würdest ihn selten in seiner reinen Weiße zu sehen bekommen; Du würdest nicht umhin gekonnt haben, auf seine kurzen Beine, breiten Füße und seinen wackelnden Gang zu merken. Auch der lange Hals würde Dir minder gefallen, wenn Du näher kämst, um ihn mit dem kurzen Rumpfe zu vergleichen. Hierauf giebt man nicht so Acht, wenn der Schwan auf dem Wasser dahin fließt, wo der unterste Theil des Halses, welcher horizontal vorgestreckt ist, uns als ein Theil des Rumpfes selbst erscheint, und, vom Wasser getragen, sowohl zum Gleichgewicht beiträgt, als auch verhindert, daß wir einen solchen Gedanken von unvollkommenem Gleichgewicht fassen, das wir ihm beilegen müssen, wenn wir ihn in seiner Stellung auf festem Grund und Boden genau betrachten. Kurz das Schönheitsbild, das Du zufolge einer ganz andern Erfahrung vom Schwane hast, würde in hohem Grade geschwächt worden sein, wenn Du ihn nur außerhalb seiner rechten Naturstellung gekannt hättest.

Hermann. Das bringt mich darauf zu glauben, daß wir eine ganze Naturästhetik bedürfen könnten.

Alfred. Ich bin davon überzeugt, daß wir in hohem Grade unser Dasein veredeln würden, wenn wir unsere denkende Aufmerksamkeit mehr auf die Schönheiten der Natur hinwendeten. Diese Denkweise würde bald einen lebendigeren Sinn bei uns ausbilden, der uns Freude über die Eindrücke gewährte, ohne das wir jedesmal darüber nachzudenken brauchten.

Hermann. Ich wage sogar mir zu denken, daß diese durch Wissenschaft unterstützte denkende Naturauffassung dazu beitragen könnte uns von unserem zu künstlichen Leben und von unseren oft zu künstlichen Gedankenverbindungen etwas näher zur Natur hinzuführen. Doch will ich Dich nicht hindern, mir mehr Beispiele zu geben.

Alfred. Man hat als Beweis für die Behauptung, daß die Schönheit nicht auf den Formen beruhen sollte, die große Ungleichheit hervorgehoben, welche zwischen dem Schwan und dem Pfau stattfindet, die doch beide für schöne Vögel gehalten werden. Dieser Einwand trifft nicht einmal Die, welche alle Schönheit in die Figur setzen — denn diese müssen doch annehmen, nicht, daß nur eine einzige Figur schön ist, sondern daß Figuren, nach gewissen Gesetzen gebildet, diese Eigenschaft haben — aber noch minder uns, die wir die Schönheit in jedes Dasein setzen, in welchem sich die Vernunft für die Einbildungskraft offenbart. Man müßte alles Schönheitsbewußtsein aus unserer Erfahrung über diese Gegenstände ausrotten, um sich nicht davon überzeugt zu fühlen, daß die Schönheit, welche wir dem Pfau beilegen, vornehmlich auf der Farbenpracht seiner Federn beruht. Ich denke, daß alle Augen darüber einig sind; aber um das innere Wesen der Farbenschönheit zu entwickeln, würde das Gespräch dieses Tages uns nicht Zeit übrig lassen.

Hermann. Die außerordentliche Bedeutung der Farben im Reiche der Schönheit scheint mir Niemand, welcher über das Schöne nachdenken will, übersehen zu dürfen. Unter den

Vögeln und Insecten scheinen mir die Farben oft einen entschiedenen Einfluß auf unser Urtheil über deren Schönheit zu haben.

Alfred. Denke ich nun an unser Urtheil über die Schönheit der vierfüßigen Thiere, so finde ich wieder, daß unser Urtheil durch viele Dinge bestimmt wird, welche nicht zur grundwesentlichen Schönheit jedes Geschöpfes gehören. An unserm Urtheil über des Löwen Schönheit hat unsere Kenntniß von seiner Stärke einen großen Antheil. Wir sehen allerdings in seinem ganzen Aeußern ein merkwürdiges Gepräge der Kraft, und dieses sinnliche Zeugniß von Leben und Kraft gehört zu seiner grundwesentlichen Schönheit; aber wenn wir ihm gleichsam eine Majestät beilegen, so rührt dieß ohne Zweifel daher, daß unsere Einbildungskraft sich durch die Erinnerung an die zahllosen Berichte hat bestimmen lassen, welche sich nicht darauf beschränkt haben, seine ungeheure Stärke, Schnelligkeit, und Macht über die anderen Thiere zu schildern, sondern ihm auch einen Muth geliehen haben, der größer ist, als er ihn wirklich besitzt, und einen Edelmuth, welcher vielleicht ganz eine Schöpfung unserer Mißverständnisse ist. Es ist nicht das einzige Mal, wo wir die Thiere gleichsam vermenschlichen. Dieß geschieht oft, bald zum Vortheil der Thiere, bald zu ihrem Nachtheil.

Hermann. Allem Diesem zufolge scheint es, daß wir werden genöthigt werden, viel von unserm Schönheitsreiche wegzuschneiden.

Alfred. Es ist keineswegs meine Meinung, die Schönheit abzuleugnen, welche auf den Irrthümern der Einbildungskraft beruht. Sind diese als der Einbildungskraft natürlich zu betrachten, so entsteht fast immer ein Bild, das seinen Werth in der Welt der Schönheit hat, bald durch seine unmittelbare Schönheit, bald durch den in der Schönheitswelt so nothwendigen klaren Gegensatz zu dem Schönen. Sie machen die Dichtung der Menschennatur aus, und dürfen nur sehr selten auf

Grund der Aufklärungen, welche eine richtigere Kenntniß von dem Dasein giebt, vertrieben werden.

Hermann. Aber welches sind die Bedingungen, um ihnen den Platz zu rauben, den die Dichtung der Menschennatur ihnen eingeräumt hat?

Alfred. Ich meine, daß dieß geschehen muß, wenn sie in einem klaren Widerspruch mit großen Allgemeinheiten stehen, besonders wenn sie Gemeingut aller Aufgeklärten geworden sind. Ich würde z. B. nicht mehr von den vier Ecken der Welt sprechen, obgleich ich wohl weiß, daß der Ausdruck von den vier Hauptpunkten, Ost und West, Nord und Süd verstanden werden kann; aber der Ausdruck rührt aus einer Zeit her, wo man sich die Erde als flach vorstellte, und ist also in einem Vorstellungskreise unpassend, wo die Kugelgestalt der Erde anerkannt ist.

Hermann. Aber der Ausdruck, welchen Du verbannt haben willst, steht in der Bibel.

Alfred. Ich bin ein zu alter Bibelleser, um dieß nicht zu wissen; aber es ist bekannt, daß die biblischen Bücher zu Menschen ihrer Zeit sprechen in Ausdrücken, welche für sie paßten. Ueberall, wo wir die Bibel benutzen, müssen wir dieselbe gebrauchen. Ist es passend, wenn wir uns in ferne Zeiten oder unter fremde Völkerschaften versetzen, unserm Ausdruck einen diesen eigenen Anstrich zu geben, muß es noch weit zweckmäßiger, ja zweckerforderlicher sein, biblische Ausdrücke zu gebrauchen, sobald wir uns auf sie berufen oder auf sie hindeuten. Nur, wenn wir im Geist unserer eigenen Zeit, wenn ich so sagen darf, in unserm eigenen Namen sprechen, finde ich den bildlichen Ausdruck, welcher unmittelbar auf Vorstellungsarten hinweist, welche unserer Einsicht widersprechen, minder passend.

Hermann. Da sehe ich, daß Deine Theorie keine wesentliche Veränderung in unseren Vorstellungen vom Schönen machen wird.

Alfred. In einer gewissen Bedeutung muß ich Dir Recht geben, und rechne es meiner Theorie zum Ruhm, daß es so ist; denn sofern es sehr vieles zum Schönheitsreiche Gehöriges giebt, worüber bei allen gebildeten Menschen große Einigkeit herrscht, muß die allgemeine Meinung hierüber als eine Thatsache des Schönheitsgeistes betrachtet werden, deren Grund wir nur recht einzusehen uns bestreben müssen. Doch glaube ich auf der andern Seite, daß diese Einsicht dienen kann, unsern Schönheitsgeist in vielen zweifelhaften Fällen zu leiten; unter Anderm finde ich es wichtig, zwischen dem grundwesentlichen Schönen und Dem, welches nur im zweiten oder dritten Naturgrade schön ist, zu unterscheiden.

Hermann. Das grundwesentliche Schöne nennst Du Das, welches unserm innern Sinnenvermögen durch seine Natur unmittelbar behagen muß. Soweit ich verstehe, meinst Du mit dem Schönen zweiten Grades Das, welches keinen lebendigen Schönheitseindruck auf uns macht, außer in soweit es durch die Mitwirkung der übrigen Natur unterstützt wird. Zu dem dritten Grad rechnest Du das Schöne, welches besonders auf der Bearbeitung beruht, welche unsere Einbildungskraft mit Freiheit, doch von der Natur geleitet, den Gegenständen gegeben hat.

Alfred. Ich würde der Leichtigkeit wegen sie bezeichnen als das unbedingte Schöne, das bedingte Schöne, und das dichtungbegründete Schöne.

Hermann. Aber es scheint mir doch, daß diese drei Dinge in vieler Weise in einander laufen.

Alfred. Darin muß ich Dir vollkommen Recht geben. Es geht damit, wie mit Eintheilungen von Naturverhältnissen im Allgemeinen; sie geben nur gewisse Haltpunkte an für unsere Anleitung. Es kommt oft nur auf den Gesichtspunkt an, von welchem der Gegenstand angesehen wird, ob man ihn zunächst zu dem einen oder dem andern Haltpunkt rechnen soll. Oft nimmt dieselbe Sache sogar an allen drei Naturgraden der

Schönheit Theil. Aber vermischt man in seinen Vorstellungen diese drei verschiedenen Schönheitsquellen oder richtiger Aerme Einer ursprünglichen Schönheitsquelle, so wird man jeden Augenblick auf Widersprüche zwischen unserer Theorie und der Schönheitserfahrung stoßen.

Hermann. Was Du da sagst, billige ich ganz; aber nun muß ich Dich daran erinnern, daß Du noch kein Beispiel aus dem Pflanzenreich aufgestellt hast.

Alfred. Ich wähle aus der großen Menge drei, deren Schönheit von so verschiedener Natur ist, daß Viele geneigt gewesen sind, diese Verschiedenheit zur Bestreitung der einen oder andern Theorie zu benutzen. Die Lilie, ich spreche von der gewöhnlichen weißen, ist stets als ein Bild von Charaktereinfalt, von Reinheit und von edlem Stolz betrachtet worden. Den Grund zu dieser Auffassung erklärt sich Jeder leicht; der schlanke Stengel, die schmucke, große, zur vollkommenen Offenheit entfaltete weiße Blume, deren Symmetrie so leicht zu fassen ist, ruft eine solche Vorstellung hervor. Ihr Duft fügt noch eine neue Annehmlichkeit hinzu. Die Erinnerung an alles Das, was darüber gesagt ist, dient überdieß dazu, unsern Sinn für ihre Schönheit mehr zu erwecken und zu beleben. Aber nun kann man fragen: wie kann die Rose, welche der Lilie so unähnlich ist, schön gefunden werden, wenn die Lilie für schön gelten soll? Die Antwort ist, daß diese einen andern Naturgedanken als jene ausdrückt. Allerdings können wir nicht sagen, daß wir Einen Grundgedanken der Natur durchschauen, welcher das eigentliche Wesen der Rose oder der Lilie, oder irgend eines andern Gegenstandes ausmacht, aber wir können doch in einer gewissen Hinsicht den Eindruck andeuten, welchen unser Sinn von ihnen empfängt. Hinsichtlich der Lilie versuchte ich eben den auszusprechen, welchen ein lebendiger Natursinn den Menschen darin hat finden lassen. In der Rose begegnet uns eine reiche Mannigfaltigkeit, welche der Einfachheit der Lilie gerade entgegengesetzt ist. Ihr Busch zeichnet sich

durch zahlreiche Verzweigungen, ihre Blätter zeichnen sich durch eine feine Ausarbeitung aus; ihre Blumenblätter sind fein, weich, gebogen, und bilden eine reiche Blumenkrone. Es hat Menschen gegeben, die die Natur über die Betrachtung von Menschenwerken so ganz vergaßen, daß sie eine Verhältnißwidrigkeit darin fanden, daß die große Blume der Rose von einem so dünnen Stiel getragen wird; aber sie vergaßen, daß die Natur durch eine vorliegende Wirklichkeit zeigt, daß dieser Stiel hinreichend stark ist. Er biegt sich wohl durch das Gewicht der Blume; aber die Biegung, welche dadurch entsteht, ist anmuthig. Die Dornen, womit der Stiel besetzt ist, und welche einen so auffallenden Gegensatz zu der ungemeinen Zartheit der Blätter bilden, haben zu allen Zeiten der Einbildungskraft Veranlassung zu Vergleichungen gegeben. Die Schönheit der Blume läßt sich mit sehr verschiedenen Farben vereinigen, doch scheint ihre Röthe, wonach wir die Rose selbst benennen, mit ihrer höchsten Schönheit zu stimmen. Die Blumenblätter haben im Bau ihrer Oberfläche eine eigene ebene Glätte, fern vom Glanz der Lilie, der Hyacinthe oder der Tulpe, wirken aber so auf das Auge, daß dieses gleichsam ihre Zartheit fühlt; sie lehrt uns etwas kennen, was wir eine Weichheit für das Gesicht nennen könnten. Hiezu kömmt nun der Geruch der Rose. Könnte man von einer Schönheit des Geruches sprechen, was vielleicht doch nicht ganz ungereimt wäre, so würde ich dem Geruch der Rose den höchsten Preis zuerkennen. Es giebt viele andere Gerüche, welche zu einer Zeit angenehmer sein könnten, aber schwerlich einen, dessen man so wenig müde werden würde, oder einen, welcher so allgemeinen Beifall fände als der der Rose. Wenn Du ihr auch nicht einen eben so hohen Preis wie ich zugestehen solltest, wirst Du doch sicher mit mir darin einig sein, daß der Geruch der Rose viel zu dem hohen Rang beigetragen hat, den man dieser Blume unter allen ihres Gleichen einräumt. Es versteht sich, daß der Rose ungemein alte, über alle Welt ausgebreitete Berühmtheit ihr einen

geschichtlichen Platz in unserer Einbildungskraft gegeben, und dadurch, gleichwie bei der Lilie und so bei so vielen anderen schönen Gegenständen, den Weg zu einem noch mehr erhöhten Genuß bereitet hat. — Himmelweit verschieden von jeder der andern ist das Veilchen. Es ist so klein, es verbirgt sich im Grase, seine Blume hat keine vorzüglich schöne Form; es ist wahr, daß seine blaue Farbe schön ist; aber es ist doch der herrliche Geruch, der es uns besonders empfiehlt. Nimm diesen weg, und es wird unter die anderen hübschen kleinen Blumen versinken, welche keinen vorzüglichen Reiz für uns haben. Doch den Preis, den wir auf das Veilchen setzen, verdankt es nicht ausschließend seinem Geruch, sondern er geht von diesem aus. Nun bemächtigt sich die Einbildungskraft des Blümchens. Seine schöne blaue Farbe möchte sie nicht entbehren, um es mit so edlen Reizen zu bekleiden. Das Veilchen wird nun das Bild des bescheidenen Verdienstes. Es verbirgt sich und beugt sein Haupt nieder; es ist gleichsam als ob es uns nicht freiwillig entgegenkommen wollte; aber es wird vorgezogen, erfreut das Auge mit seinem schönen Blau, erquickt uns mit seinem herrlichen Duft. Es ist uns überdieß lieb als Frühlingsblume, als Verkünderin einer kommenden schönen Jahreszeit. Die Schönheit, die wir an ihm finden, ist nun zum größten Theile die Schönheit der Andichtung; aber ich brauche kaum zu sagen, daß ich weit entfernt bin, diese Schönheit gering zu achten, welche ihre Quelle im Dichtungsvermögen der Menschennatur hat.

Hermann. Je mehr Beispiele Du mir gegeben hast, desto mehr sehe ich ein, wie unmöglich es ist, zu irgend einer zusammenhängenden Einsicht in die Natur des Schönen zu gelangen, ohne zwischen dem Theil, welchen die Naturstellung der Dinge, und dem Theil, welchen das Dichtungsvermögen der Menschennatur an unserm Urtheil darüber hat, zu unterscheiden. Es ist mir lieb, diese Aufschlüsse von Dir erhalten zu haben, ehe wir uns auf lange Zeit trennen müssen.

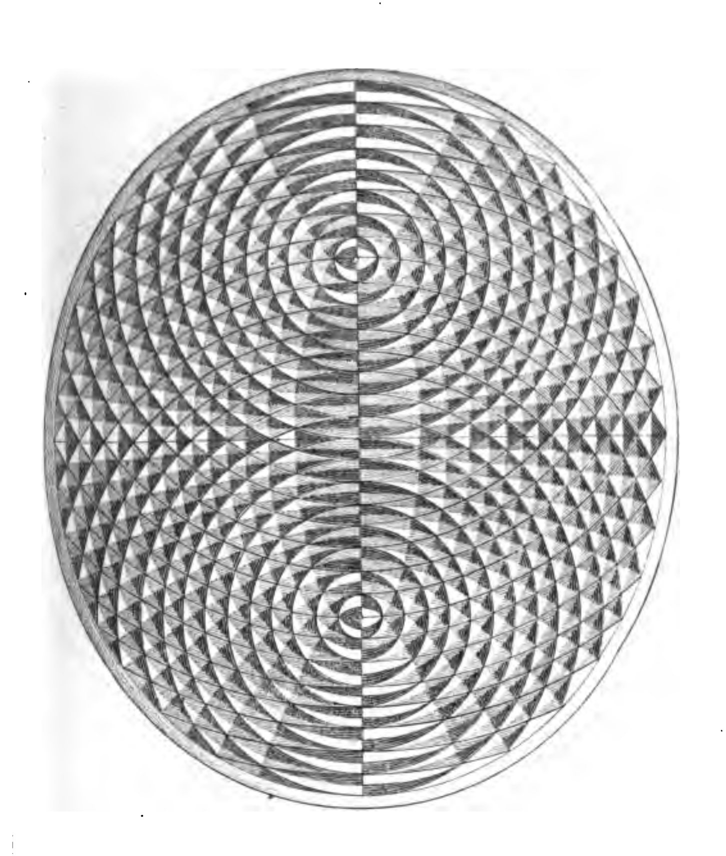
Alfred. Indem ich einen Gedankenblick auf unser jetzi-

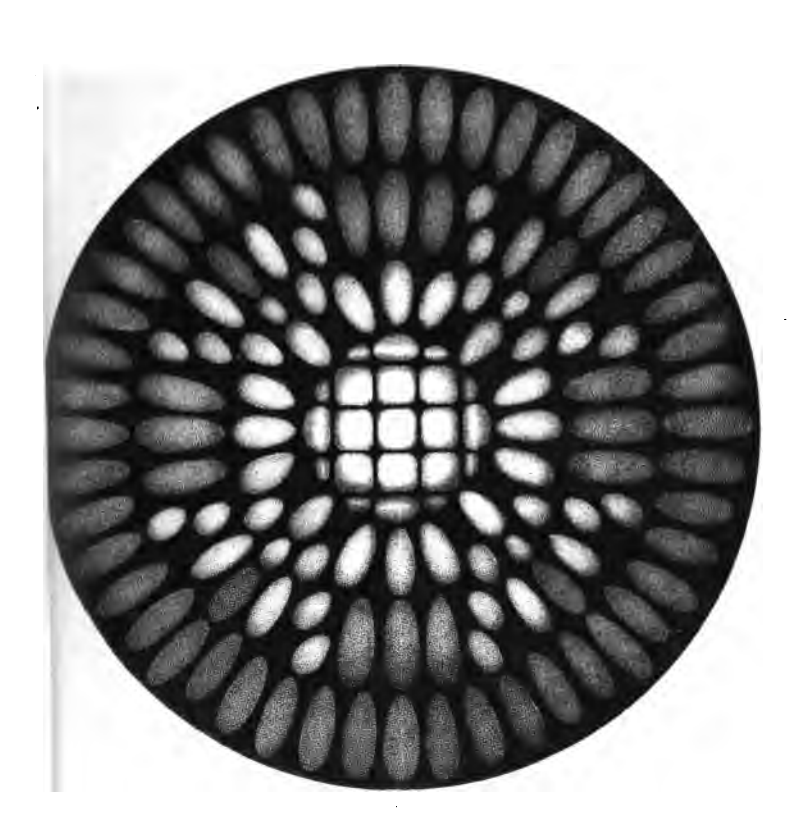
ges Gespräch zurückwerfe, freue ich mich, Gelegenheit gefunden zu haben, so viele Punkte zu berühren, welche Dir Zweifel an meiner Schönheitstheorie erweckt haben würden — es ist mir, als ob ich mich nun ruhiger von Dir trennen könnte, indem ich mir die Hoffnung mache, daß Du bisweilen in Gedanken mit mir vereinigt sein wirst — aber, selbst ohne von so vielen anderen Gefühlen zu sprechen, trenne ich mich von Dir mit einer Sehnsucht, unsern Gegenstand einmal mit Dir in mehreren Gesprächen abhandeln zu können; denn, was wir abgehandelt haben, ist doch nur ein kleiner Anfang eines Ganzen, das nicht in seinem vollen Sinne durch die Andeutungen, an welchen wir es uns hier mußten genügen lassen, gefaßt werden kann.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

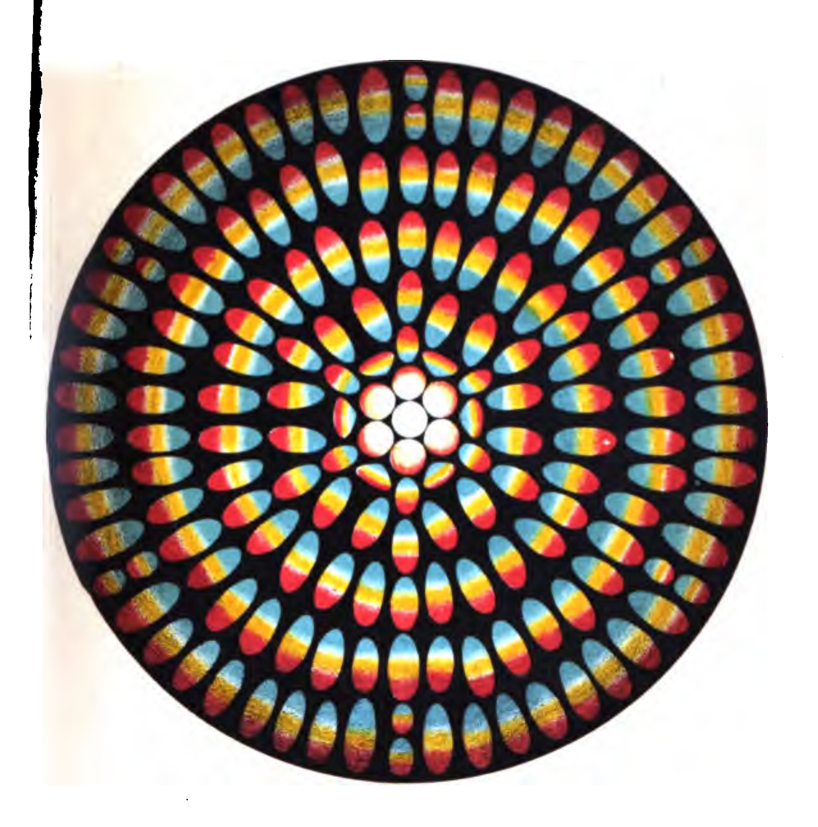
Tafel I.



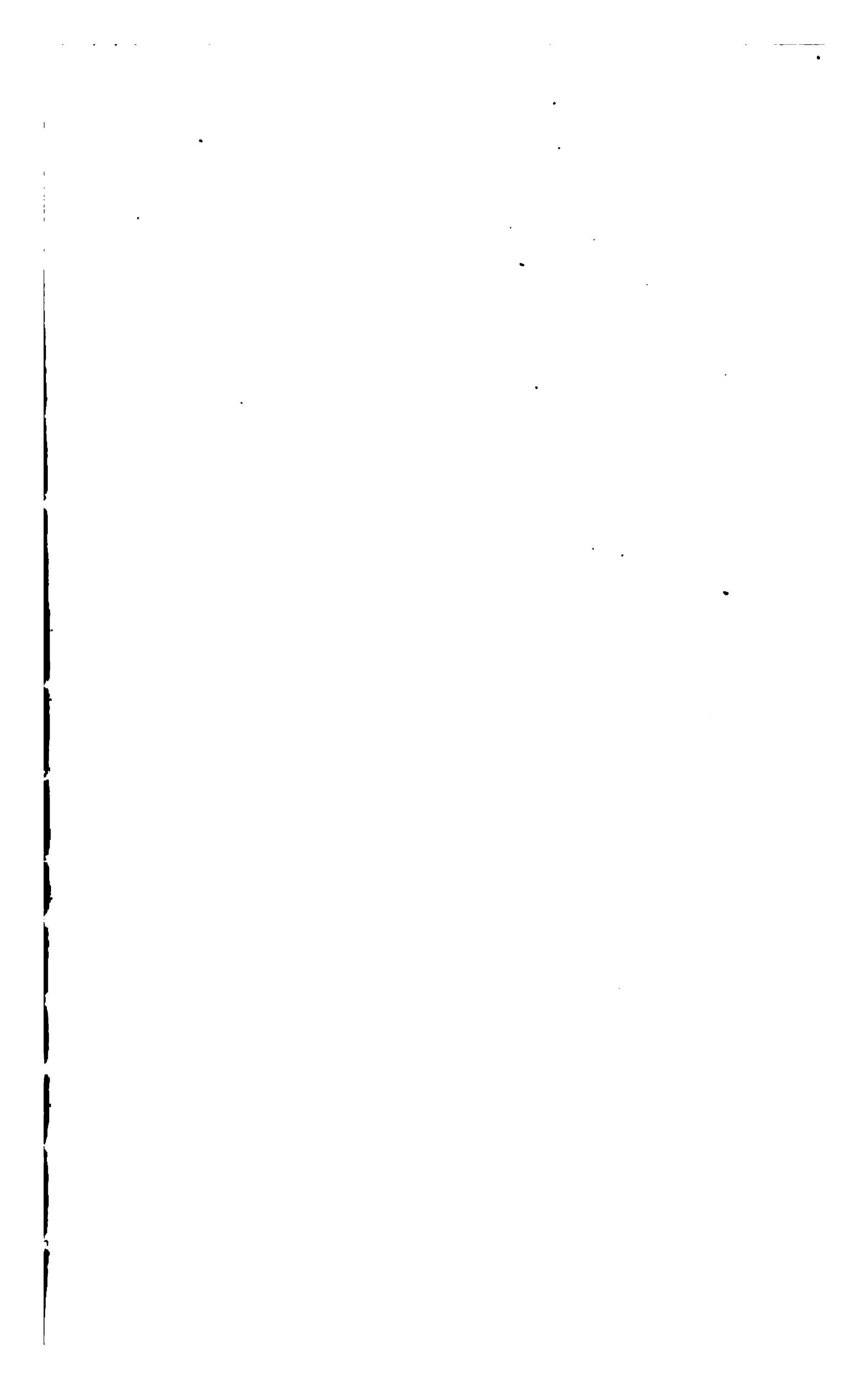




Tafel III.

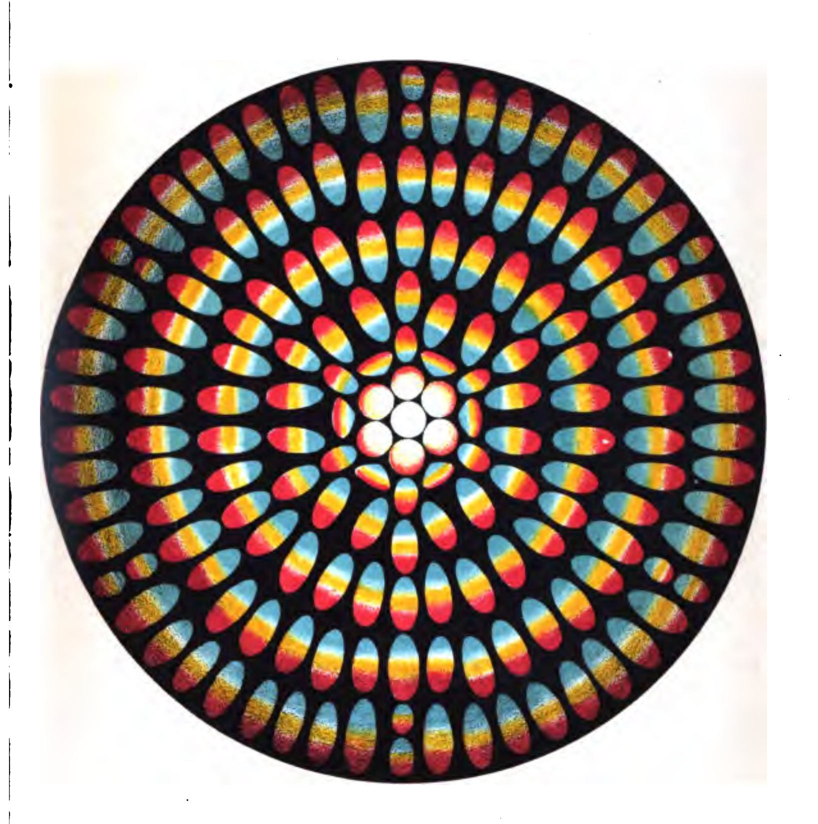


[illegible] Anst. v. J. [illegible]tz in Meissen.





Tafel III.



Lith. Anst. v. J. Steinmetz in Meissen.

